

# Ich erinnere mich



Autobiographisches Schreiben

an der

Akademie 55Plus in Darmstadt

2012-2013

© 2013  
Akademie55Plus Darmstadt Biographie-Gruppe 2012/13  
Printed in Darmstadt, 2013  
1. Auflage

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	6
Schreiben – ein Gedicht	7
Als ich fünf Jahre alt war...	8
Der Brotteig	10
Besuch in Schliewe ein Gut in Ostpreußen, - einst und jetzt -	11
Der strebsame Weg in meinen Traumberuf	19
Weihnachten bei uns zu Hause	24
Erinnerungen an Orte, die für einen kleinen Jungen von Bedeutung waren	32
Die größte Freude meiner Jugend	35
Wie aus einem Irrtum ein geliebter Beruf wurde	40
Ein Mensch, der sie positiv beeinflusste	45
Die weiteste Reise meines Lebens ... ging nach Südamerika	49
Als ich das erste Mal... Grenzerfahrungen	61
Machen Sie es, Sie können Noten lesen!	68
Was ist tot?	72

## Vorwort

Die in diesem Buch veröffentlichten Texte entstanden im Verlauf des Kurses

„Ich erinnere mich“

– Autobiographisches Schreiben an der  
Akademie 55plus in Darmstadt im Jahre 2012-2013.

Die Teilnehmer des Kurses waren: Katrin Beger-Merla, Hiltrun Bley, Margareta Bock, Barbara Gerbig, Wolfgang Kücken, Edeltraud Möllers und Brigitte Nugue. Ein Jahr lang traf sich die Gruppe alle zwei Wochen, um sich auf die Spur der noch präsenten oder schon etwas verschütteten Erinnerungen zu machen. Die Themen, die als Anregungen vorgestellt wurden, waren teils chronologisch der Lebensgeschichte folgend orientiert, teils Impulse zu einzelnen prägenden Erlebnissen.

Die Arbeit an der eigenen Biographie bringt bewegende Momente des Lebens in den Vordergrund des Bewusstseins, die durch das Aufschreiben und Vorlesen neu gesehen und bearbeitet werden können.

Dieses Buch präsentiert eine Auswahl der entstandenen Geschichten aus unterschiedlichen Themenschwerpunkten.

Lassen Sie sich mitnehmen auf die Reise in die Vergangenheit der Mitglieder dieser Gruppe, die in ihren Geschichten auch Zeitzeugnisse darlegen, selbstverständlich aus persönlicher Sicht.

Edith Mandler

## **Schreiben**

*Im Winter wenn der Tag sich neigt  
und Schatten fallen auf die Welt  
die Kälte ihre Krallen zeigt  
und Sternenlicht ins Auge fällt*

*Zünd ich mir eine Kerze an  
in ihrem warmen Schein  
sitz ich vor meinem Blatte dann  
fühl' mich nicht mehr allein*

*Und Wort um Wort  
füll' ich die Seiten  
es schreibt sich von alleine fort  
ich lass' durch Phantasie mich leiten*

*Die ganze Welt kann ich dabei  
mir völlig neu erschaffen  
ich löse mich vom Einerlei  
ich schreib auch von Giraffen*

*Am Anfang weiß ich nicht wohin  
das Schreiben mich wohl führt  
manchmal fehlt mir der rechte Sinn  
nun gut, ich hab's probiert*

*Am Ende starre ich verzückt  
auf die beschrieb'nen Seiten  
es ist mir wieder mal geglückt  
Geschichten in mir auszubreiten*

Edith Mandler 2012

## **Als ich 5 Jahre alt war ...**

stand die Welt in Flammen. Auch meine kleine Welt wurde vom großen Krieg überschattet. Ich hörte meine Eltern streiten. Mein Vater bat meine Mutter doch zu verstehen, dass er in die Partei eintreten musste – denn er wäre zur Beamtenprüfung nicht zugelassen worden. Meine Mutter sagte Hitler sei ein Verbrecher und es sei alles nicht wahr was im Radio gesagt wird.

Ich hörte ja auch die Hetzreden und das Geschrei von Hitler und Göbbels. Auch das heimliche Abhören der Nachrichten aus England mit dem dödödöd dööö. Das Klima der Angst habe ich ganz deutlich gespürt. Ich hoffte natürlich, dass mein heißgeliebter Papa nicht in den Krieg ziehen musste. Aber dann 1944 – ich war gerade 5 Jahre alt geworden - brach für mich die Welt zusammen. Mein Papa musste nach Hanau in die Kaserne und es hieß er wird nun auch eingezogen.

Ein paar Tage später fahren wir d. h. meine Mutter, mein Bruder und ich nach Hanau um von Papa Abschied zu nehmen. Er sollte am nächsten Tag nach Rumänien in den Krieg geschickt werden.

Die Erinnerung an die letzten Minuten mit meinem lieben, lieben Papa wird mir immer in Erinnerung bleiben. Er schälte eine Orange – er hatte sie als Verpflegung bekommen. (Bis dahin hatte keiner von uns eine Orange gesehen oder gegessen oder gerochen. Es ist bis heute der angenehmste Duft für mich.) Er saß also im Zugabteil mir gegenüber und gab jedem einen Schnitz davon.

Ich weiß nicht mehr wie sie geschmeckt hat – es kam mir aber ganz deutlich zu Bewusstsein: vielleicht sehe ich meinen Papa nie mehr wieder.

Es zerriss mir das Herz, ich kletterte noch mal auf seinen Schoß, rieb mich an seinen Stacheln und er sagte zu mir: Mei Muschele.

Ich habe ihn nie mehr wieder gesehen – er starb 1946 in einem russischen Kriegsgefangenenlager.

Margareta Bock 2012

## Der Brotteig

Ich erinnere mich, dass ich als Kind auf dem Bauernhof meiner Großmutter mit Kühen, Schweinen, Hühnern, Gänsen, Hasen und Ziegen, zeitweilig auch mit Schafen mit der Natur in Einklang lebte. Manche Tiere liebte ich so sehr, dass ich traurig war, als sie nicht mehr da waren, verkauft oder geschlachtet, das wurde mir nie erzählt.

Aus heutiger Sicht war es ein einfaches, entbehnungsreiches, ja fast kärgliches Leben, gleich nach dem Krieg, was wir, meine Großmutter, meine Mutter, mein Bruder, meine Tante und meine zwei Cousins, führten.

Nach der Schule – um 16 Uhr – mussten wir Kinder noch im Haushalt, Garten, Feldern und Wiesen und bei der Futterzubereitung für die Tiere mithelfen. Im Sommer zur Erntezeit war Großeinsatz gefordert.

Wir besaßen auch einen großen Wald, in dem zu bestimmten Zeiten Bäume gefällt, kleingesägt, aufgestapelt und danach abtransportiert, wurden. In der Nachkriegszeit war Holz das einzige Material was uns zum Heizen, Kochen und Backen zur Verfügung stand. Später wurden auch schon mal Koks oder Briketts angeliefert. In Kleinarbeit wurde das Holz in ofengroße handliche Stücke zerhackt. Die älteren Jungs übten sich dabei im Kräftemessen und waren manchmal richtig stolz auf ihren großen Holzhaufen.

Wir hatten auch eine ebenerdige Sommerküche, die zum großen Hof führte, und daran anschließend war der große Backofen, in dem meine Großmutter Brot, leckere Kuchen zu Feiertagen und Geburtstagen backte. Es roch immer ganz verführerisch.



Wenn das Brot zur Neige ging, setzte sie mit dem nötigen Sauerteig neuen Brotteig in einem großen Holzbotich an. Im Winter wurde der Bottich an den warmen Kachelofen gestellt. Geschlossen mit großen, langen Holzbrettern verführte es natürlich auch zum Draufsetzen. Einmal leistete ich meiner Großmutter Gesellschaft, die noch das Abendbrot einnahm und thronte auf diesem Bottich. So lebendig und quirlig wie ich war, konnte ich natürlich nicht ruhig sitzen. Die Bretter verschoben sich und plötzlich saß ich in dem Brotteig. Alles klebte und mir war es furchtbar unangenehm. Meine Großmutter schimpfte mich auch noch aus, denn der restliche Brotteig war nicht mehr zu verwenden. Am nächsten Tag musste neuer Brotteig angesetzt werden.

An die leckeren wohlschmeckenden Brote kann ich mich noch heute erinnern, ich spüre sie förmlich auf der Zunge. Schulbrote, die ich mit keinem anderen teilen wollte, belegt mit leckerer Wurst, die aus der hauseigenen Schlachtung kam.

Wir waren Selbstversorger in diesen schwierigen Zeiten, wir litten keinen Hunger.

Verwandte, die aus Berlin kamen, beneideten uns um diesen Reichtum.

Katrin Beger-Merla 2012

## **Besuch in Schliewe, ein Gut in Ostpreußen, - einst und jetzt -**

In das Jahr 1940 – ich war vier Jahre alt – fiel meine erste Begegnung mit Schliewe, dem ostpreußischen Gut von Freunden meiner Eltern, dem noch eine Reihe von Besuchen in den nächsten Jahren folgen sollte. Ein tiefes Glücksgefühl erfüllte mich dort, so als wäre ich nach Hause gekommen. Sagten meine Eltern: Wir fahren nach Schliewe, konnte ich es kaum abwarten bis es losging. Ich hüpfte voller Ungeduld und Vorfreude.

Mit dem Zug fuhren wir von Elbing über Maldeuten – dort mussten wir umsteigen – bis Saalfeld. Ich stand gerne am Abteilstfenster und schaute in die vorüberziehende Landschaft, die sich sehr abwechslungsreich meinen Augen darbot. Wälder im dunklen Grün der Tannen, das aufgehellt wurde durch die weißen Stämme der Birken, die dazwischen standen, wechselten sich ab mit der freien Sicht über weite Felder und Wiesen und darüber der ostpreußische Sommerhimmel, blau mit weißen Wolken bestückt. Diese Landschaft war meinem Innersten vertraut. Auch beobachtete ich gerne die Rauchwolken, welche die Lokomotive ausstieß und die an unserem Abteilstfenster vorbei zogen. Das alles erfüllte mich mit tiefer Zufriedenheit.

In Saalfeld angekommen erwartete uns schon die Kutsche aus Schliewe mit dem Kutscher Westphal auf dem Bock. Er verstaute unser Gepäck und als wir alle, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder Heinrich und ich im offenen Landauer saßen, tippte er mit der Peitsche den Pferden auf den Rücken und los ging die Fahrt über die Sommerwege zum Gut.

Es lag in der Nähe des Geserichsees, ein paar Kilometer von der Bahnstation entfernt. Obwohl ich in der Stadt geboren bin, war ich wohl in meinem Innersten ein rechtes Landkind. Das zeigte sich schon in frühester Kindheit und hielt mein Leben lang an.

Das Gut war für ostpreußische Verhältnisse relativ klein, 1000 Morgen und der Boden nicht gerade üppig, aber für mich war es der Himmel auf Erden.

Vor dem Gutshaus war ein schöner großer Garten oder kleiner Park – so kam es mir als Kind vor – der sich bis hinter die Stallungen zog. Hohe Bäume, Rasenflächen und Rabatten mit Blumen sehe ich noch sonnen-durchschienen vor meinem inneren Auge.

Die Kutsche aber fuhr durch das mit hohen Steinpfosten versehene Tor auf die Rückseite des Hauses zur Freitreppe, auf der uns Onkel und Tante Marschall - so wurden sie von uns Kindern genannt - erwarteten.

Wir waren immer willkommen, denn sie führten ein sehr gastfreundliches Haus. Während der Nazizeit nahmen sie öfter verfolgte oder gar enteignete Freunde über Monate bei sich auf, um ihnen über die schlimme Zeit hinweg zu helfen.

Der Hof war rechteckig angelegt. Auf der Freitreppe stehend sah man linker Hand die Remise mit dem angrenzenden Pferdestall. Es war ein Backsteinbau, an dessen Giebel hoch oben eine Glocke hing, die eine halbe Stunde vor der Essenszeit, also um halb zwölf und dann noch einmal direkt um zwölf Uhr läutete. Sowohl die Leute auf dem Feld wie auch die Hausgäste wussten dann, dass es Mittagszeit war. Wir Kinder hatten mit gewaschenen Händen und gebürsteten Haaren im Esszimmer zu erscheinen. Und wehe man war nicht pünktlich, wie es meinem Bruder Heinrich geschah. Er musste

sich beim Hausherrn entschuldigen und bekam mahnende Worte zu hören. Ich wäre am liebsten vor Scham unter den Tisch gerutscht, nicht so mein Bruder. Er hatte einen unbändigen Freiheitsdrang und Pünktlichkeit war ihm nicht gegeben.

Aber zurück zu Scheune und Stallungen. Dem Guts- haus gegenüber – auf der Hofseite – stand die große Scheune, die die ganze Breite einnahm. Sie hatte vorne und hinten ein Scheunentor, so dass die Erntewagen vorne rein und hinten wieder raus fahren konnten. Auf der rechten Längsseite schlossen sich dann die Stallun- gen für Schweine, Kühe und Federvieh an. Dahinter lag der Nutzgarten.

Wir Kinder waren überall unterwegs. Alles war interes- sant, nur in den Stall, in dem der Bulle stand durften wir nicht, streng verboten, hieß es. Er wäre gefährlich. Und so sah er auch aus.

Wenn der Kutscher Westphal etwas auf dem Vorwerk zu erledigen hatte, durften wir mitfahren. Dort standen ver- schiedene Gebäude, die die Ernte der umliegenden Fel- der aufnahmen und ebenso die Ackergeräte, die benö- tigt wurden. Damit vermied man unnötige Transporte von Pflug und Egge und anderem Gerät.

Es ging dann auf dem Pritschenwagen über sandige Wege zum Ziel und wenn der Auftrag erledigt war wieder zurück zum Gut.

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war, wenn ich die Eier einsammeln durfte, die die Hühner gelegt hatten. Und wenn eine Glucke ihre Kükenschar durch das Hüh- nergehege führte, schlug mein Herz höher. Diese klei- nen goldfarbenen Wuschelchen. Zu gerne hätte ich mal eins in die Hand genommen, aber die Hühnermutter hätte sich nur unnötig aufgeregt und das sollte nicht sein.

In einem Jahr waren wir zur Zeit der Getreideernte in Schlieve. Ein schweres Gewitter drohte. Die dunklen Wolken am Horizont sahen besorgniserregend aus. Alles was arbeiten konnte musste mit aufs Feld oder in die Scheune zum Abladen. Die großen Leiterwagen waren mit vier Pferden bespannt und so ging es in großer Eile hin und her. Vorne in die Scheune rein, abladen und zum hinteren Tor wieder raus. Ich sehe noch die Pferdelenker stehend auf den großen Wagen die Pferde zum Galopp antreiben. Es war ein Bild das sich mir tief eingeprägt hat.

Das Wetter hielt, die Ernte war gerettet, denn deren Verlust hätte eine empfindliche finanzielle Einbuße bedeutet. Aber dann, nachts ging es los mit dem Gewitter. Wir Kinder lagen schon im Bett und mussten wieder aufstehen und uns anziehen. Unten im großen Wohnzimmer saßen alle zusammen und Tante Marschall schaute ängstlich zum Fenster hin, in dessen Nähe wir uns nicht wagen durften, der Blitz könnte angezogen werden hieß es. Blitz und Donner waren eins. Uns Kinder faszinierte dieser Wechsel von grellem Licht vor den Fenstern und dann wieder absolute Dunkelheit. Trotzdem fanden wir das etwas albern, nicht ans Fenster gehen zu dürfen. Aber na ja, wir sollten es viele Jahre später erleben, wie schwer die Wetter dort in Schlieve wüteten.

Tante Margot, wie wir sie dann nennen durften, hatte meine Liebe vom ersten Besuch an gewonnen. Beim Betreten unseres Schlafzimmers sah ich etwas auf dem Kopfkissen liegen. Neugierig ging ich hin und sah einen Bonbon. Ich staunte, da gab mir jemand freiwillig etwas Süßes? Das war bei uns nicht üblich, zumal ich nach dem Genuss überhaupt keinen Appetit mehr hatte und

das war bei mir als schlechter Esserin natürlich nicht erwünscht.

Wenn wir morgens zum Frühstück erschienen, kam Onkel Marschall schon hoch zu Ross von den Feldern geritten. Mein ganzes Herz flog ihm zu. Was das ein schöner Anblick. Ja, reiten, das war mein großer Wunsch, wenigstens einmal auf einem Pferd sitzen, das wollte ich doch so sehr. Und Westphal, der Kutscher, beobachtete meine bettelnden Blicke und erbarmte sich dann meiner indem er sagte: „Na, Marjellchen, willst ops Perd?“ Ich konnte nur nicken und er hob mich hoch und setzte mich auf den warmen Pferderücken. Obwohl das Pferd stand, war ich das erste Mal in meinem Pferdehimmel. Diesen warmen Tierkörper unter mir zu spüren und den herrlichen Pferdeduft einzuatmen – einfach Glück pur! Und diese Liebe sollte mich mein ganzes Leben begleiten.

Jahrzehnte vergingen und mein immer noch vorhandenes Heimweh ließ den Entschluss reifen, Ostpreußen zu besuchen.

1988 fuhren mein Mann und ich mit einem Wohnmobil in meine alte Heimat, um auf den Spuren meiner Kindheit Erinnerungen wachzurufen.

Wir kamen auch nach Schliewe. Welch ein Anblick! Unbeschreiblich! Was war aus dem schönen Gut geworden? Wir hätten es uns gerne genauer angesehen aber .... nun erlebten wir ein Gewitter, das uns nur schnell flüchten ließ. Die noch vorhandenen Gebäude waren durch die tiefhängenden, bedrohlichen Wolken kaum zu sehen und es blitzte und krachte gleichzeitig. Ich musste an die Ängste von Tante Margot denken, und es war wirklich beängstigend! Also entschlossen wir uns ganz schnell, an einem anderen Tag bei Sonnenschein zurück zu kommen.

Das taten wir. Der Anblick, der sich uns dann bot, war erschütternd. Völlig herunter gekommen das Gutshaus, mit verschiedenen Eingängen versehen, die hinter einem Bretterverschlag verborgen waren. Man hatte das Innere wohl in verschiedene Wohnungen eingeteilt, zu denen dann die Eingänge führten.

Ein alter Pole empfing uns auf dem Hof und wir fragten, ob wir uns einmal umsehen dürften – durch Zeichensprache, denn wir konnten kein polnisch und er nur ein paar Worte deutsch. Er nickte!

Die Remise war das einzige Gebäude das noch stand. Sie war ja aus Backstein gebaut und hatte bis jetzt überlebt. Das Dach war schon schadhaft und der alte Mann machte uns verständlich, dass die anderen Gebäude, auch die große Scheune, von der noch Überreste auf dem Hof lagen, alle nach und nach zusammengefallen wären. Die Remise würde bald folgen.

Ob mein Vater hier gelebt hätte, fragte er. Ich sagte nein, ein Onkel. Ah, er solle wiederkommen und aufbauen, meinte er mit seiner Zeichensprache.

Tiefe Wehmut erfüllte mich! Was war aus dem schönen Schliewe, aus meinem Kinderparadies geworden? Totaler Verfall! Und daraus ersichtlich, wie sich alles verändern kann, wenn ein Volk den falschen Führer wählt.

In meinem Herzen aber habe ich noch das Bild des gepflegten Gutshofs mit seinen lebenswerten Bewohnern, auch wenn er mir jetzt als Erwachsene nicht mehr so groß erschien, wie ich es aus meiner Kindheit in Erinnerungen hatte.

Doch zurück in die Vergangenheit, zu meinem Auf-dem-Pferd-Sitz-Erlebnis. Nach etwa fünf Minuten wurde ich wieder runter gehoben, denn es wurde Zeit, uns zum Bahnhof zu fahren. Wieder ging es mit dem Landauer über die Sommerwege und es war mir natürlich nicht

bewusst, dass es mein letzter Besuch in Schlieve sein sollte. Aber wehmütig war mir trotzdem zu Mute, ich wäre gerne dort geblieben.

-----

*O kalt weht der Wind über leeres Land,  
O leichter weht Asche als Staub und Sand!  
Und die Nessel wächst hoch an geborstner  
Wand.  
Aber höher die Distel am Ackerrand!  
Es war ein Land - !*

Aus: „Es war ein Land“ von Agnes Miegel

Barbara Gerbig 2013



## **Der strebsame Weg in meinen Traumberuf**

Der klar vorbestimmte Weg in meinen späteren Beruf ließ sich bereits sehr früh, ja fast schon in der Kindheit erahnen. Ich war äußerst begeistert vom Zeichnen und Malen, bauen mit Klötzen und Legosteinen, sowie spielen und gestalten im Sandkasten.

Es wurde mir von vielen meiner Verwandten berichtet, dass ich mit ungefähr fünf Jahren jedem sagte, ob er es hören wollte oder auch nicht: „ Wenn ich später einmal groß bin, baue ich richtig große Häuser für große Leute“.

Am liebsten trieb ich mich auf verbotenen Trümmergrundstücken herum und beobachtete fasziniert den einsetzenden Wiederaufbau nach dem Krieg. Es deutete also bereits irgendwie vieles auf die Ergreifung des gestaltenden Architektenberufes hin.

Auch in meiner Schulzeit auf dem Gymnasium beschäftigte ich mich intensiv mit der Baugeschichte aller wichtigen Epochen und mit ebenso großer Begeisterung mit dem geometrischen Konstruieren jeglicher Art. Daneben weckten das Analysieren und Nachempfinden von Bauplänen realisierter Gebäude gleichfalls meine Leidenschaft. Zum großen Kummer meiner Eltern und Lehrer lag meine Hauptstärke nicht gerade im Büffeln von unnützen Fakten. Ich konzentrierte mich eher auf das kreative Kombinieren von erworbenem Wissen, hauptsächlich ausgerichtet auf meine zukünftigen beruflichen Zwecke. Ich war dabei sehr Ziel orientiert und befasste mich schon so ab meinem 14. Lebensjahr auch mit allen anderen Anforderungen, die an Studium und Beruf des Architektur Schaffenden gestellt werden.

Meine überwiegend negativ und ängstlich eingestellte Mutter und mein auf handfest Kaufmännisches geprägter Vater waren alles andere als begeistert von meinem Berufswunsch. In ihren Augen war ich auf einem Irrweg. Deshalb versuchten Sie mit allen erdenklichen Mitteln mir meine Hirngespinnste auszureden. Doch das hatte bei mir keinen so rechten Erfolg. Je mehr sie es probierten, desto mehr festigte sich meine Entschlossenheit den angestrebten Weg zu gehen.

Zunächst einmal schaffte ich als Grundvoraussetzung dafür mein Abitur, dank Kurzschuljahren und ohne „Ehrenrunde“ in Idealzeit. Das war 1967 mit gerade mal 18 Jahren.

Danach kam direkt im Anschluss meine Einberufung zum Militär. Hier witterten meine Eltern ihre Chance, dass mir dort mit größerem zeitlichem Abstand vielleicht meine Flause noch ausgetrieben würde. Zudem war mein Vater inzwischen darüber informiert, dass man nicht einfach so ein Architekturstudium beginnen kann, sondern dass man dafür einen Eignungstest, also eine Aufnahmeprüfung bestehen muss. Hier wurden nur maximal 20 Prozent der besten Teilnehmer aufgenommen (von 300 nur 60) und das auch nur jeweils zum Wintersemester. Die meisten Bewerber versuchten ihr Glück bei allen Ausbildungsstätten, die dieses Studium damals anboten. Für mich gab es aus dem Elternhaus eine riesige zusätzliche Erschwernis: ich hatte nur einen Versuch an der damaligen TH, heute TU Darmstadt frei. Überlegung meines Vaters: das kommt billiger, weil ich dann zu Hause wohnen bleiben könnte. Also, für mich gab es vor dem Start eigentlich nur Hürden ohne Ende.

Womit meine Eltern nicht gerechnet hatten, war meine spontane Eigeninitiative, mich schon kurz vor dem Abitur für diese Talentprüfung anzumelden. Ich wurde eingeladen und bekam, weil der Termin schon in meiner Bundeswehrzeit lag, extra von meinem Kompaniechef Sonderurlaub, obwohl ich erst seit ein paar Tagen bei der Truppe war. Direkt im Anschluss an das zweitägige Prüfungsverfahren bekamen die Bewerber, die angenommen wurden bei einer Abschlussveranstaltung im großen Hörsaal gleich die positiven Bescheide. Ich war dabei.

Das war für die Familie eine große, ja fast unerwartete Überraschung, bei der beide Elternteile nicht so recht wussten, ob sie sich nun darüber freuen sollten oder eher nicht so sehr. Ich dagegen fuhr stolz wie „Bolle“ zurück zur Grundausbildung mit der Zusage der Uni in der Tasche und der Gewissheit mit dem Studium nach der Militärzeit anfangen zu dürfen. Zu meinem Riesenerstaunen wurde ich schon am folgenden Morgen nach der Rückkehr in die Kaserne aus medizinischen Gründen entlassen und wieder nach Hause geschickt, obwohl ich als damals durchtrainierter Sportler für meine Begriffe absolut kerngesund war. Das war ein Glücksfall mit einer etwas längeren Vorgeschichte, die hier näher auszuführen, den Rahmen sprengen würde.

Jetzt ging alles ganz schnell. Ich holte mir beim Dekan der Fakultät für Architektur die Sondererlaubnis, dass ich das halbjährige Baustellenpraktikum, das vor Studienbeginn Pflicht war, anfangs etwas verkürzen durfte, um den Rest in den ersten Semesterferien nachzuholen. So konnte ich bereits ganz kurz nach dem Abitur als der „Y-

ungster“ unter den Kommilitonen das erste Semester des Architekturstudiums beginnen.

Nächste Maßgabe meines Vaters war dann, wie bereits bei meiner Schulausbildung, alles schnellstens in der Mindeststudienzeit über die Bühne zu bringen. Nichts war es mit einem 68er-demonstrierendem Dauerstudentendasein und so. Schon frühzeitig habe ich dagegen in den Semesterferien und auch teilweise parallel zu meinem Studium in verschiedenen Büros gearbeitet um einen Bezug zur realen Praxis zu bekommen und auch ein wenig Geld zu verdienen. Die dort gesammelte Erfahrung, der Aufbau guter Netzwerke sowie eine sehr fruchtbare Kooperation mit gleich gesinnten Kommilitonen waren für meine zukünftige Entwicklung von großer Bedeutung. Das hat mir dann später ganz schön geholfen eher einen Ruf als pragmatischer Praktiker als den eines Traum tanzenden Illusionisten zu haben. Direkt nach meinem in Idealzeit erworbenem Diplom wurden mir schon Jobangebote von Büros gemacht, ohne dass ich mich dafür formal bewerben musste. Das lukrativste und interessanteste nahm ich schließlich an.

Ich hatte in vielen Situationen immer absolut den richtigen Riecher und dabei auch oft das notwendige Glück des Tüchtigen.

Das waren damals, Anfang 1972 noch traumhafte Zeiten fürs Planen und Bauen. Es waren ausschließlich große, bundesweite Projekte, die ich von Anfang an mitbearbeiten durfte. Da lange Zeit noch alles mit der Hand gezeichnet wurde, waren sehr viel Fleiß und praktische Übung notwendig um ordentliche Pläne zu fertigen. Ich bekam schon nach kurzer Zeit viel Routine und konnte

alles lernen, was ich für die spätere Bearbeitung meiner eigenen Riesenprojekte benötigte, die dann aber in meinen letzten Berufsjahren in zunehmendem Maß mit der Unterstützung von CAD-Systemen am Computer entstanden.

Ich hatte also meinen Weg gemacht und mein Traumziel eines erfolgreichen Architekten erreicht, das ich dann mein ganzes Arbeitsleben weiterverfolgen durfte.

Wolfgang Kücken 2012

## **Weihnachten bei uns zu Haus**

« Weihnachten zu Haus » ist Erinnerung an warmgeheizte Räume, Duft von Tannennadeln, Bienenwachs und frischem Weihnachtsgebäck ...  
und als Höhepunkt dicker, weißer Schnee auf den Straßen und im Garten.

Es war in den 50er Jahren. Das Weihnachtsfest wurde bei uns Heiligabend gefeiert. Am Nachmittag machten wir mit dem Großvater noch einen Gang durch die Winterlandschaft, bis es langsam dunkel wurde, und wir wieder ins warme Haus zurückkehrten. Hinter den Wohnzimmertüren war schon heimliches Rascheln zu vernehmen, aber noch mussten wir uns im Kinderzimmer gedulden, bis endlich die Weihnachtsglocke ertönte. Beim Klang von « Ihr Kinderlein kommet... » öffneten sich weit die bisher verschlossenen Türen und aus der Dunkelheit kommend, starrten wir wie geblendet auf den riesigen, bis zur Decke reichenden Weihnachtsbaum. Über und über behangen mit silbernem Lametta, glänzenden Kugeln in allen Farben und schneeweißen Tannenzapfen erstrahlte er wie jedes Jahr in hellem Lichterglanz. Hin und wieder konnte man sogar Engelshaar auf den Zweigen entdecken und ganz oben an der Spitze den funkelnden Weihnachtsstern.

Der Sofatisch war zu voller Größe ausgezogen und festlich gedeckt, denn diesmal durften wir ja alle im Wohnzimmer essen, mit Blick auf den Weihnachtsbaum. Es gab frischen Heringssalat mit harten Eiern und Walnüssen gespickt, dazu warmen Butters-toast und Apfelm-most aus eigenem Garten.

Meine Großeltern, die eine Etage über uns wohnten, waren selbstverständlich mit dabei, und wir wussten schon, dass es dann bei Tisch keine unangenehmen Ermahnungen gab. Alles verlief friedlich – und wie sollte es auch anders sein? Unsere ganze Aufmerksamkeit galt ja, außer dem Essen, dem still und festlich leuchtenden Weihnachtsbaum. Dennoch blickten wir bisweilen heimlich zum dunklen Nachbarzimmer hinüber, wo unter dem weißen Tischtuch unsere Geschenke verborgen lagen ..., aber es war nichts zu erkennen. Außerdem musste ja erst noch die Weihnachtsgeschichte aufgesagt werden, wozu ich mich gern bereit erklärte (Jahre später rezitierte ich sie sogar stolz auf Griechisch).

Nun erklangen auch die Weihnachtslieder aus dem Grammophon meiner Mutter, welches glücklich den Krieg überlebt hatte, und es wurde gemeinsam gesungen. Hell ertönte die kräftige Sopranstimme meiner Großmutter - sie sang leidenschaftlich gern -, begleitet von der Altstimme meiner Mutter, während mein Großvater mit seiner warmen Bass-Stimme untermalte. Selbst mein Vater sang leise mit, was sonst selten geschah ..., und ich freute mich über so viel Harmonie im Familienkreise, vor allem aber, dass ich schon alle Liedertexte auswendig wusste. Doch langsam wurde mein Großvater ungeduldig und sah auf die Uhr. Er beugte sich vertraulich zu meiner Mutter herüber und fragte verstoßen: « Wann gibt es eigentlich Bescherung? »

Und siehe da, im Nebenzimmer verschwand plötzlich das Tischtuch, die Lampen wurden angezündet, und wir durften endlich - Groß wie Klein – unsere Geschenke in Augenschein nehmen. Manche waren noch verpackt, andere, vor allem Kleidung lag dekorativ auf dem Gabentisch ausgebreitet und wartete auf ihren Besitzer.

Natürlich hatten wir vor Weihnachten einen Wunschzettel geschrieben, waren nun aber gespannt, welcher von den Wünschen wohl in Erfüllung gegangen war. Ich selbst war weniger aufgeregt, denn, was ich nicht zu Weihnachten bekommen hatte, bekam ich im Januar zum Geburtstag. Wie groß aber war meine Freude, wenn es trotz Wunschzettel auch noch diese oder jene Überraschung gab, wie zum Beispiel ein neues Buch oder ein Gesellschaftsspiel. Manchmal beneidete ich meinen Bruder, wenn er wieder das Jahrbuch « Der Gute Kamerad » bekommen hatte, so etwas gab es damals noch nicht für Mädchen. Mit Begeisterung las ich heimlich, ohne Wissen meines Bruders, die Reportagen über Forscher- und Entdeckungsreisen, die Beschreibung neuer Sportarten wie Judo und Surfen, oder den Augenzeugenbericht vom Vulkanausbruch des Ätna, den ich später sogar für die Schule, in einer Jahresarbeit über Vulkanismus, verwenden konnte.

Auch wir Kinder verteilten nun unsere selbstgebastelten Geschenke an die Eltern und Großeltern und ernteten liebevollen Dank und Anerkennung dafür: « O wie schön, das kann ich aber gut gebrauchen! » oder « Hast Du das ganz allein gemacht? »

Fast hätte ich noch den bunten Weihnachtsteller vergessen, gefüllt mit Obst, Feigen und Weihnachtsplätzchen, den jeder von uns auf seinem Gabentisch fand; denn was gibt es Schöneres in den Weihnachtstagen, als sich in das neue Buch vertiefen und nebenher beliebig vom Weihnachtsteller zu naschen!

Nach der Bescherung gingen unsere Eltern gemeinsam mit den Großeltern nach oben, in die erste Etage, um noch ein Glas Wein zu trinken. Während dessen mach-



ten wir Kinder uns auf dem Teppich breit, um Eisenbahn, Puppenstube und Märklinbaukasten aufzubauen. « Einmal », erzählte meine Mutter, als sie mit meinem Vater später als gewöhnlich in die Wohnung zurückkehrte, « fanden sie uns Kinder selig schlafend auf dem Teppich liegen, inmitten unserer Spielsachen und den halb geleerten Weihnachtstellern » ... Weihnachten war für uns der Tag, an dem die Uhr nun einmal stehen blieb!

Zum Weihnachtsfest gehörte aber auch die ganze Vorweihnachtszeit, die ich nicht hätte missen mögen, wenn zum Beispiel:

- Anfang Dezember meine Mutter damit begann, den ersten Christstollen zu backen und ihn, wohlweißlich in Tücher verpackt, bis Weihnachten kaltstellte, damit er so richtig « durchziehen konnte »;
- der Duft von Honigkuchen und frisch gebackenen Weihnachtsplätzchen das ganze Haus durchzog und ich dabei helfen konnte, die frischen Teigplätzchen mit Eigelb oder Schokolade zu überpinseln;
- am 1. Advent der Adventskranz aufgehängt, mit roten Bändern geschmückt, und an jedem weiteren Advents-Sonntag, bei beginnender Dunkelheit, eine rote Kerze mehr angezündet wurde, bis alle vier leuchteten;
- wir am Abend vor Nikolaus unsern frisch geputzten Schuh in die Fensterbank stellten und am nächsten Morgen, früher wach als gewöhnlich, voller Spannung schon durch den Vorhang die Silhouetten der gefüllten Schuhe entdecken konnten;
- der Großvater uns Sonntagmorgens aus Timmermanns Erzählungen vorlas, von der Not des Knecht Ruprecht, noch rechtzeitig allen Kindern die Schuhe füllen zu können. Die Geschichten spielten im ho-

hen Norden, wo es viel Schnee und sogar Rentiere gab, die den Schlitten zogen, auf dem Santa Klas die Geschenke brachte.

Der Höhepunkt war allerdings, wenn wir am 3. Advent bei unserer Tante Leni – der Schwester meines Großvaters – zum Kaffee eingeladen waren, in ihre gemütliche kleine Dachwohnung. Dort gab es Apfelsinen und Mandelspekulatius, es wurden Nüsse geknackt und manchmal gab es auch Tortenstücke vom Konditor, bei denen jeder ein anderes wählen durfte. Wir spielten Gesellschaftsspiele, sangen Weihnachtslieder und unsere Tante begleitete uns dabei auf dem Klavier.

Ihre Wohnung war schon weihnachtlich geschmückt, mit Tannenzweigen, kleinen Engeln, einer richtigen Krippe mit rotem Licht, und weiß-silbernen Girlanden an den Fenstern. Besonderes Interesse erweckte bei mir der Weihnachtskalender, bei dem die meisten Türchen bereits geöffnet waren. In jedem Fensterchen konnte man gegen die Fensterscheibe buntes Spielzeug oder knusperiges Gebäck erkennen. Mitten auf dem Kaffeetisch prangte ein kleines, messing-goldenes Karussell mit Glöckchen und schwebenden Engeln, die sich im Kreise drehten, wenn man unter ihnen die kleinen Kerzen anzündete. Bei jeder Drehung klingelten auch leise die Glöckchen ... es war wie ein Wunder, wie war das möglich?

Wir gingen gern zu meiner Tante, weil es dort immer etwas gab, was wir von zuhause noch nicht kannten. Wie groß aber war unser Staunen, als einmal sogar der Weihnachtsmann zur Tür hereinkam. Mit den Worten: „Von drauß' vom Walde komm ich her... „, fragte er

uns mit tiefer Stimme, ob wir denn auch schon unsere Weihnachtsgeschenke für die Familie fertig hätten? Dann mussten auch wir ein Gedicht aufsagen und bekamen zur Belohnung ein Geschenk aus seinem tiefen, unergründlichen Sack. Abends holte uns mein Großvater ab, um uns in der Dunkelheit nach Hause zu bringen. Erregt und mit roten Wangen erzählten wir ihm, wie schön es wieder bei der Tante Leni gewesen war.

Nun rückte Heiligabend immer näher. Der Wunschzettel « an den Weihnachtsmann » war bereits geschrieben und so schön wie möglich verziert. In fieberhafter Eile legte ich den letzten Schliff an meine Weihnachtsgeschenke, die zum Teil noch verschickt werden mussten: da gab es Fäden zu verwahren bei Topflappen und gestickten Deckchen, einen Rahmen anzufertigen für das selbstgemalte Bild, das Schmuckkästchen für meine Mutter mit einer schwarzen Samtkordel zu versehen, eine Widmung in das Taschenbuch für meinen Großvater zu schreiben ... - und dann noch alles sorgfältig in Weihnachtspapier einzupacken, mit Goldband, Kärtchen und Tannenzweig versehen. Ich war emsig bei der Sache und scherte mich recht wenig darum, was meine Brüder in diesem Fall taten.

Die Weihnachtszeit mit all ihren Gebräuchen war für mich immer die schönste Zeit im Jahr, und ich litt später, als ich im Ausland lebte, sehr darunter, dass bei mir - weder in Paris, noch in Bolivien und erst recht nicht in den Tropen - niemals richtige Weihnachtsstimmung aufkommen konnte, so sehr ich mich auch darum bemühte. Es fehlte immer etwas, meist sogar das Wesentliche:

- ein richtiger Weihnachtsbaum mit Kerzen;

- die ganze schöne Adventszeit, die in andern Ländern nicht üblich ist;
- selbst die beiden Weihnachtstage (es gibt immer nur einen), mit der Möglichkeit Freunde und Verwandten zu besuchen, ins Kinder-Theater zu gehen (bei uns war es früher Peterchens Mondfahrt) oder aber in den Zirkus;
- vor allem aber fehlte der magische Zauber und das Gefühl, dass Weihnachten eigentlich ein besinnliches Fest ist (so wie ich es aus Deutschland kannte) und nicht unbedingt in großem Rausch und Festgelage gefeiert werden muss.

Am schönsten aber ist es doch, und auch das gab es damals weder in Paris noch in La Paz (Bolivien) - wenn es zu Weihnachten schneit und alles plötzlich so still und friedlich wird ..., wir aber in warmer, neuer Winterkleidung durch die kühle Luft und den frischen Schnee stapfend zur Kirche eilten, um nicht den Weihnachtsgottesdienst zu verpassen.

Erst viele Jahre später konnte ich wieder eine « weiße » Weihnacht erleben, als ich im kalten Winter 1969 (es herrschten  $-20^{\circ}$ ), mit meinen Kindern Weihnachten bei den Eltern verbrachte. Nur war ich inzwischen älter geworden, - für Heimweh bestand kein Grund mehr, ich war ja daheim – und dennoch!

Ganz allmählich wurde mir in den kommenden Jahren bewusst: das Weihnachtsfest von früher, so wie ich es immer wieder heraufbeschwören wollte, gehörte nun einmal zu meiner Vergangenheit, nicht aber zu der Gegenwart meiner Kinder. Sicher haben auch sie, so hoffe ich, schöne Erinnerungen an das Fest ihrer Kindheit be-

wahrt, selbst wenn sie Weihnachten ganz anders erlebt haben.

Brigitte Nogue 2012

## **Erinnerungen an Orte, die für einen kleinen Jungen von Bedeutung waren**

Einem kleinen Burschen, kaum dass er sich seines eigenen Lebens so richtig bewusst war, stellte sich die große Aufgabe, nach Orten Ausschau zu halten, die für sein zukünftiges Leben Bedeutung haben sollten.

„Grübel, grübel“; er überlegte eine ganze Weile lang und dann fielen ihm endlich doch ein paar ziemlich nahe liegenden Orte ein, die für ihn wichtig und sein Leben prägend waren.

Als erstes einmal erinnerte er sich an das Zuhause seiner Familie und an seine Geburts- und Heimatstadt. Immerhin war er hier aufgewachsen und hatte wesentliche Zeiten seines jungen Lebens dort verbracht. Auch wenn manche Dinge mal nicht so optimal und manchmal gegen die eigenen Vorstellungen verliefen, war es doch eine vertraute Umgebung, in die er sich irgendwie einfügte.

Aber er hatte in der Kindheit und frühen Jugend auch noch eine „Ersatzheimat“, die er über alles liebte und die auch eine ganz große Bedeutung für seine Entwicklung hatte. Es war die Heimat seiner Eltern und der anderen Vorfahren. In Berlin und Umgebung verbrachte er sehr viel Zeit, als kleines Kind und später in den Ferien, bei seinen Großeltern und der weiteren Verwandtschaft. Mit dem Mauerbau war dieser Lebensort jedoch erst einmal für lange Zeit verloren.

Immerhin gab es für ihn schnell Ersatz. Ein vorausschauender Vater und eine sparsame Mutter hatten be-

reits eine Lösung parat, die für die damalige Zeit schon etwas unkonventionell war. Es ging in die Berge, genau gesagt in ein damals noch sehr urtümliches Gebiet in den Kitzbühler Alpen, den „Wilden Kaiser“.

Bereits in frühen Kindheitstagen so um 1956 machte er so seine ersten noch völlig ungewohnten Erfahrungen mit unberührten und natürlichen Berglandschaften. Während andere Kinder mit Ihren Familien schon in Italien weilten, lernte er die „Eingeborenen“ von Tirol kennen. Er war mit seinen Eltern und Geschwistern und einer anderen befreundeten Familie und deren Kindern wohl einer der ersten, die ihre Ferien auf einem Bauernhof verbrachten. Und das bei richtig urigen abgeschieden lebenden Bergbauern, deren Sprache man am Anfang fast gar nicht verstand. Zu der Sippe, ebenfalls mit vielen Kindern gesegnet, gab es natürlich viele persönliche Kontakte, zumal diese Urlaubsform, weil sie so erholsam und billig war, in den folgenden Jahren mehrfach wiederholt wurde. Außerdem machten die zahlreichen Abwechslungen jedes Mal viel Spaß.

Baden im Bergsee, wandern, bergsteigen, fischen, Beeren sammeln, Tiere versorgen, Heu machen, und vieles mehr, halt so das ganze Programm das man sich vorstellen kann und was einem Stadtkind Freude machte. Das Bauernhaus und die weitere Umgebung wurden ihm bald zur weiteren Heimat, die ganz große Bedeutung für ihn gewann.

Später lernte er noch als Bub in der Region das Skilaufen, als es noch kaum Lifte gab, und man den Berg, den man hinunter fahren wollte, zuvor zu Fuß hinauf stapfen musste. Aber es war einfach alles wunderschön.

Bis heute, fast 60 Jahre später, fährt er zu den unterschiedlichsten Jahreszeiten immer noch sehr gerne in diese Gegend, wenn er auch in anderen Domizilen wohnt, weil es für ihn eine absolut wichtige und vertraute Heimat war und ist.

Wolfgang Kücken 2012



## Die größte Freude meiner Jugend

Als ich sieben Jahre alt war, lernte meine ältere Schwester zuhause Englisch.

Einmal zeigte sie mir ihr Buch mit der Geschichte von „Mac and Max“, wobei Mac ein Jäger und Max ein Steinbock war. Schon allein die lustigen Zeichnungen der beiden im Buch faszinierten mich und ich lernte zusammen mit meiner Schwester Eva den Text schnell auswendig. Meine erste Erfahrung mit der Sprache Englisch war insofern sehr positiv und auch auf dem Gymnasium spielte Englisch von Anfang an eine große Rolle. Mich begeisterte meine erste Englischlehrerin, Frau Jäger. Sie brachte Gegenstände des täglichen Alltags mit und wir lernten ganz spielerisch Englisch. Ihre ansteckend fröhliche Art, uns die Sprache zu vermitteln, imponierte mir sehr. Damit legte sie neben meiner Schwester den Grundstein meiner späteren Anglophilie. Später, auf dem sprachlichen Zweig der Oberstufe, unterrichtete uns ein jüngerer Lehrer. Das beinhaltete eine gewaltige Umstellung im Vergleich zu den distanziert, steril wirkenden „Englischen Fräulein“, die ich bis zur 10. Klasse erlebt hatte. Herr Daub, ein moderner Pädagoge, der sich stets schwungvoll aufs Pult katapultierte, hatte selbst in England gelebt und er erzählte uns von seinen Erfahrungen als „assistant teacher“. Einmal erwähnte er in einer seiner Stunden, dass es die Möglichkeit eines Austauschs in England gebe. Als ich das hörte, begann mein Herz freudig zu klopfen, denn schon seit einiger Zeit hegte ich den Wunsch dort hin zu fahren. Grund dafür war, dass ich zusammen mit meiner Schwester in den Sommerferien 1968 auf Rab unter anderen jungen Leuten auch ein englisches Geschwisterpaar kennen gelernt hatte. Die beiden wieder zu sehen, erschien mir

plötzlich möglich: ich war Feuer und Flamme. Dennoch wagte ich nicht zu hoffen, dass mein Traum Wirklichkeit werden könnte. Würden meine Eltern ihre Zustimmung geben? Betrübt, zwischen Hoffen und Bangen, schlich ich einher. 750 DM würde der Aufenthalt schon ohne Taschengeld kosten! Aus heutiger Sicht ein lächerlicher Betrag, haben wir doch für einen Aufenthalt unserer Tochter das 10fache aufgewendet. Ich rechnete nicht mit dem Einverständnis meiner Eltern.

Kurz darauf erläuterte Herr Daub, unser Klassen- wie Englischlehrer, den Ablauf der Fahrt während eines Elternabends. Eine meiner besten Freundinnen interessierte sich auch dafür. Mit ihren nur ausreichenden Leistungen in Englisch, hätte sie es viel nötiger gehabt als ich. Ihre Eltern verweigerten ihr jedoch die Erlaubnis. Deshalb kann ich mich umso mehr an die Tage und Stunden des bangen Wartens und der Stoßgebete, es möge klappen, erinnern.

Zu meiner freudigen Überraschung stimmten meine Eltern letztendlich zu. Wer dabei den eigentlichen Ausschlag gab, also eher meine Mutter oder mein Vater, wüsste ich heute gerne. Mir fiel nicht nur ein Stein von meinem Herzen, ich konnte vor allem deshalb mein Glück kaum fassen, weil meine Eltern zu dieser Zeit schon an allen Ecken und Enden sparten, um mit dem Bau unseres Hauses beginnen zu können. Außerdem hatte ich meine Anfrage nur sehr zögernd vorgetragen, aus Angst, „abgeschmettert“ zu werden. Keiner kann daher ermessen, wie glücklich ich war, als ich als einzige Schülerin der ganzen Schule nach England fuhr.

Mein Abenteuer begann in Mainz. Die Hinreise gestaltete sich allerdings alles andere als erfreulich. Beim Umsteigen auf mir unendlich lang erscheinenden Bahnsteigen fühlte ich mich wie ein Packesel, schleppte ich doch

als einzige meine beiden Koffer, weil ich anderen Austauschschülern den Vortritt ließ, bis es hieß: "Oh, jetzt ist der Kofferwagen voll". Niemand der Betreuerinnen erbarmte sich, um mir zu helfen, meine Arme und ganz besonders meine Handgelenke schmerzten wie Feuer. Wie froh war ich, als mein Gepäck wieder verstaute war. Die Fährüberfahrt bei rauher See fand ich schon spannender. Zusammen mit anderen „modernen, nicht spießigen“ Jugendlichen, heute nennt man sie cool oder hip, kauften die über 16 jährigen Zigaretten. Das tat ich auch, da konnte ich mich doch nicht lumpen lassen!

Schließlich die Ankunft auf der Insel im Morgengrauen! Übermüdet von der überwiegend schlaflosen Nacht ohne Schlafkabine empfing uns England Grau in Grau, oder besser Schwarz in Dunkelgrau. Regen ohne Ende, stundenlang! Ruß schwarze Häuser, die mich in ihrer Fremdheit aber doch irgendwie berührten, überall wo der Zug vorbei fuhr. Tristesse. Industrieanlagen, graue Vorstädte, deprimierend. Dieser Empfang in Südengland war so denkwürdig, so klischeehaft, dass er mir immer in Erinnerung bleiben wird.

Per aspera ad astra!

Welch ein Hallo auf dem Bahnhof in Birmingham! Meine Endstation! Ich wurde gleich zweimal empfangen: einmal von einer recht korpulenten "Mama", die auf mich zugeschnauft kam, mich umarmte, ohne Unterlass auf mich einredete, mich gleich vereinnahmte und in das Bahnhofscafé einlud, wo es herrlichen Tee gab. „My first English tee“. Ich genoss gerade mein köstliches Getränk, so viel besser als jeder schwarze Tee in Deutschland! als plötzlich eine äußerst aufgeregte, junge Frau aus dem Nichts vor unserm Tisch auftauchte und sehr ernst und

wesentlich weniger sympathisch von Verwechslung sprach.

Tatsache war, dass sie sich verspätet, mich auf dem Bahnsteig gesucht, aber nicht gefunden hatte. O. k., nun war sie da! Ich trank meinen Tee aus, verabschiedete mich gezwungenermaßen von meiner „falschen“ Gastmutter und verließ mit meiner 2. Mutter, der richtigen, den Bahnhof. Pauline war nicht so freundlich und vor allem nicht so gemütlich und mütterlich wie die andere Frau, eher schwesterlich, aber eben auch nur acht Jahre älter als ich.

Dieses Frühjahr und der anschließende Sommer 1970 gehörten zu meiner glücklichsten Zeit, die ich in meiner Jugend erlebte: Aufstehen nicht um 6.00 sondern gegen 8.00, samstags keine Schule, durchweg wohlwollende Lehrerinnen und Lehrer, bis auf wenige Ausnahmen nette Mitschülerinnen, „Hodge Hill“ war damals eine Mädchenschule, das Erlebnis des Bath-Rockfestivals, „Half term“ in Wales... Aber vor allem lernte ich viele aufgeschlossene Engländer und Iren kennen. Mehrere Freundschaften aus dieser Zeit bereichern mich bis heute. Ein über vierzig Jahre währendes Glück!

Meine Tochter berichtete einmal in ihrem Englischleistungskurs über eine meiner englischen Freundschaften und wurde Lügen gestraft. Das könne es über so eine lange Zeit unmöglich geben, sie hätte sich das nur ausgedacht, meinte ihr Lehrer und beleidigte sie damit zutiefst. Sie hatte aber die Wahrheit gesagt.

Die Geschwister, John und Christine, die nicht unwesentlich dazu beigetragen und mich motiviert hatten,

England kennen lernen zu wollen, habe ich leider nie wieder gesehen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Hildrun Bley 2012

## **Wie aus einem Irrtum ein geliebter Beruf wurde**

Manche Jugendliche, oder auch schon Kinder, wissen genau, welchen Beruf sie einmal ausüben möchten. Bei mir war das ganz anders.

Als ich 15 oder 16 Jahre alt war, dachte ich, Pianistin wäre ein toller Beruf. Im Sommer 1945 – ich war acht Jahre alt - hatte meine Mutter einen Klavierlehrer für mich gefunden, - mein Vater war damals in Frankreich in Gefangenschaft. Sie hatte ein altes Übungsbuch aufgetrieben – es gab ja nichts zu kaufen – und ich begann, manchmal sehr unlustig, auf dem Klavier zu üben. Die Freude kam erst später. Aber, immerhin konnte ich, als mein Vater im Frühjahr 1946 aus französischer Gefangenschaft heimkehrte, ihm ein kleines Stückli von Mozart vorspielen. Mein Vater staunte. Ich war stolz darüber, und wahrscheinlich gab mir dieses kleine Erlebnis den Auftrieb, den man braucht, um wirklich bei der Sache zu bleiben. Mit 15/16 hatte ich es zu einer gewissen Fingerfertigkeit gebracht, und die Freude am Klavierspiel war längst gekommen. Die Musik war Teil meines Lebens geworden, bis heute ist es so geblieben. Seit 60 Jahren spiele ich regelmäßig in der Kirche die Orgel. Also : Pianistin als Beruf. Ich begann, mich mit dem Gedanken zu beschäftigen, und mir wurde bald klar, dass es nicht mit ein, zwei Stunden Üben am Tag getan war, sondern mit sechs, sieben. Und ich erfuhr, dass die Konkurrenz groß sei – Klavier ist ja kein exotisches Instrument. Der Plan der Pianistin wurde bald begraben. Ich hatte auch noch zwei, drei Jahre Zeit, nach einem anderen Beruf Ausschau zu halten, bis zum Abi.

Doch das war nicht so einfach. Was könnte man werden? Diese Berufsberatungen, die den Schülern heute geboten werden, gab's damals nicht, oder nur sehr spärlich. Ich liebte Mathe und Chemie. Chemie, das wäre doch was. Aber welchen Beruf könnte man damit ausüben? Chemikerin war mir fremd, unbekannt. Doch Apotheker, die hatten ja was mit Chemie zu tun. Das Pharmaziestudium bestand zum großen Teil aus Chemie. Das hatte ich erfahren. Ich wollte im Labor arbeiten, war damals noch ziemlich schüchtern. Labor war gut, ohne viel Umgang mit Menschen. Was für ein Irrtum über die Praxis des Apothekerlebens.

Nun galt es, eine Apotheke zu finden, die mich als Praktikantin nahm. Die Ausbildungsordnung zum Apotheker war damals anders geregelt als heute. Das Herstellen von Arzneien in der Apotheke hatte noch einen größeren Stellenwert. Folgerichtig brauchte man längere Übungszeit, um das Fertigen von Salben, Pillen, Augentropfen, Zäpfchen und Tees zu lernen. Nach dem Abitur machte man in einer Apotheke ein zweijähriges Praktikum, was dasselbe war wie eine Lehre in Handwerksberufen. Dieses Praktikum schloss mit dem sogenannten Vorexamen ab, und darauf folgte dann das Studium der Pharmazie. An dessen Ende stand das Staatsexamen als Apotheker.

Für dieses Praktikum fragte ich natürlich zuerst beim Apotheker meines Heimatortes nach, und zum Glück war er bereit, mich als Praktikantin zu nehmen. Ich hatte also eine Lehrstelle. Doch er starb plötzlich, und ich stand im Regen. Die Verwalterin der verwaisten Apotheke wollte sich nicht zum Anfang ihrer Selbständigkeit mit einem Lehrling belasten und winkte ab. Also weiter

suchen. Es war kurz vor dem Abitur, und die Zeit drängte. Mein Vater fuhr mit mir nach Wittlich, einer Kleinstadt in der Eifel. Wir klopfen in zwei Apotheken an und bekamen zwei Absagen. Der eine hatte keinen Bedarf an einem Praktikanten. Vielleicht hatte er gerade selbst einen – ich weiß es nicht mehr genau. Aber der andere versetzte mir und besonders meinem Vater einen Schlag: er nähme aus sozialen Gründen nur junge Männer, keine jungen Frauen. Die würden ja doch nur heiraten und nähmen einem Mann den Studienplatz weg. Das war starker Tobak. Es tat mir um meinen Vater leid. Er hatte drei Töchter, keinen Sohn, und zu hören, dass seine Töchter, die er liebte, zweite Klasse seien, das war hart. Zurück nach Hause, versuchten wir es noch einmal in der Alfer Apotheke, und Frau Schug, meine zukünftige Lehrchefin war schließlich bereit, mich als ihre erste Praktikantin zu nehmen, jedoch nicht direkt nach dem Abitur, sondern erst ein halbes Jahr später. Ich war trotzdem sehr froh, dass ich zu Hause wohnen konnte und mir nicht irgendwo ein Zimmer suchen musste.

Und jetzt kommt das mit dem Irrtum. Ich hatte mich für Apotheker entschieden in dem Irrglauben, dass meine Hauptbeschäftigung im Labor stattfände. Mitnichten! Es gab zwar auch Arbeit im Labor: ankommende Chemikalien auf Identität prüfen, Alkohol auf einen bestimmten Gehalt einstellen, große Teemengen für den Kindergarten mischen, eine Batterie Hustensäfte für den Winter herstellen und noch andere Vorräte, die man in größeren Mengen brauchte. Jedoch die meiste Zeit des Tages war man vorne in der Offizin, wie der Verkaufsraum der Apotheken genannt wird. Ich lernte, Kunden zu bedienen, zunächst mit Herzklopfen, aber immer mehr mit Freude am Umgang mit Menschen. Zum Glück, denn ich



wollte auf keinen Fall nach der Probezeit das Handtuch werfen. Das wäre einem Scheitern gleichgekommen, und das waren auch meine Eltern nicht gewöhnt von ihren Kindern. Wir sprachen niemals über Abbrechen oder Wechseln. Doch es war selbstverständlich: Was man begonnen hat, führt man auch zu Ende. Meine Hauptbeschäftigung während der zwei Jahre Praktikum war das Herstellen der Rezepturen, also Salben, Pillen, Augentropfen, die die Ärzte damals noch viel öfter als heute individuell verschrieben. Ich musste das ja alles lernen, und es machte großen Spaß.

Nach dem bestandenen Vorexamen bewarb ich mich an verschiedenen Universitäten, um einen Studienplatz zu ergattern. Die waren rar gesät, und ich war glücklich, neben einigen Absagen eine Zusage von der Technischen Hochschule Karlsruhe zu bekommen. Ich zog also nach Karlsruhe, wohnte dort in einer Studentenbude, war am Anfang ziemlich allein und wünschte mir deshalb von meinen Eltern zu Weihnachten ein Radio. Als ich das Radio dann hatte, brauchte ich es gar nicht mehr, weil ich mich inzwischen einer Studentengruppe angeschlossen hatte. In dieser Gruppe lernte ich auch meinen späteren Mann kennen. Er studierte Chemie. Die Kombination Chemiker-Pharmazeutin gab es häufiger. Er hat mich, besonders am Ende im Staatsexamen, sozusagen durch die Chemie und die Physik geschleust. Das Studium - sechs Semester brauchte man, sieben brauchte ich – kostete mich viele Nerven. Und erst recht das Staatsexamen. Es zog sich über mehrere Wochen hin, Prüfungen in sieben theoretischen und vier oder fünf praktischen, also Laborfächern.

Da haben wir wieder das “Labor“, wo ich ja gerne in meinem Berufsleben arbeiten wollte. Ich habe den Apothekerberuf in vollkommener Unkenntnis des täglichen Berufslebens gewählt und hatte großes Glück, dass mir später die Tätigkeit in den verschiedensten Apotheken, vorne bei den Kunden, so große Freude gemacht hat. Schüchtern war ich dann auch bald nicht mehr.

Edeltraud Möllers 2012

## **Ein Mensch, der sie positiv beeinflusste**

Denkt sie an den Heiligen Zorn, denkt sie an ihn, an die zahllosen Gottesdienste, die vielen Konfirmandenstunden, die er mit großer Wortgewalt und Eindringlichkeit gestaltete. Damals in den Sechzigern waren zwei Jahre Konfirmandenunterricht obligatorisch. Im ersten Jahr fand er mittwochnachmittags, im 2. Jahr dienstags- und donnerstags nachmittags statt. Konfirmandenfreizeiten gab es noch nicht.

Herrn Pfarrer Bühl lernte sie 1962 kennen, nachdem die Familie evangelischen Glaubens mit Wurzeln in Thüringen, Wirkstätte Luthers, von Griebe nach Weiters gezogen war. Sie drückte die ungemütliche, viel zu harte Kirchenbank, er predigte sonntags um 10.00 im Gottesdienst und hielt anschließend mit großer Selbstverständlichkeit auch den Kindergottesdienst, was heute viele Pfarrer als Zumutung empfinden. Nicht so Pfarrer Bühl. Er scharte die Kindlein um sich, wäre sicher nie auf die Idee gekommen, zu sagen, dass er Nudeln für seine Kinder, - er war immerhin Vater dreier Söhne -, kochen müsse, statt den Kindergottesdienst zu halten.

Sprach er mit den Erwachsenen oft mahnend und eindringlich im Gottesdienst, da erschien er ihr weit weg, er predigte von der Kanzel, sie musste hoch schauen, bewegte er sich im Kindergottesdienst vor den Bankreihen und war sehr nah, fast auf Augenhöhe, aber er erschien groß und dunkel in seinem schwarzen Talar und seinen dunklen oft wehenden längeren Haaren um den großen Kopf.

Weder dünn noch feist, nein stattlich, von angenehmem Äußeren, dominierte er schon beim Betreten den Raum und zog allein durch seine Anwesenheit die Aufmerksamkeit auf sich. Nichts Lächerliches konnte sie an ihm

finden, und sie beobachtete die Leute genau. Seine buschigen Augenbrauen, seine vollen Lippen und besonders seine ausdrucksstarken Augen brannten sich ihr unauslöschlich in ihre Erinnerung. Genauso unvermittelt wie er lächelte, konnte er mit einem wütenden Gesichtsausdruck, die Brauen bedrohlich zusammengezogen, im Konfirmandenunterricht auf einen Unhold zustürzen und ihn durch seine physische Präsenz in Angst und Schrecken versetzen. Bei den Unholden handelte es sich meist um unaufmerksame Jungen, die von ihm zwar wegen der Eltern und der zu erwartenden Geschenke konfirmiert werden wollten, sich aber lieber die Zeit mit unterrichtsfremden Dingen vertrieben, sich auf den Stühlen fläzten, albern quatschten und dümmlich kicherten, was auch einige Mädchen erstrebenswert fanden. Mit einem Satz hechtete Pfarrer Bühl zum Ort des ungebührlichen Geschehens. So wie ihn der Heilige Zorn gepackt hatte, packte er den Frechling im Genick oder am Arm und zog ihn hoch von seinem Stuhl bis ihm das Lachen verging. Plötzlich herrschte absolute Stille im Raum. Die anderen Konfirmanden schauten zu und hielten den Atem an. Der ganze Vorgang dauerte nur wenige Sekunden, das Ergebnis aber zeigte sich wirkungsvoll.

Der Pfarrer schaute mit geweiteten Augen Respekt erheischend in die Runde und fuhr weiter in seinen Ausführungen als sei nichts geschehen. Nein, er lächelte sogar und sein Gesicht entspannte sich zunehmend innerhalb weniger Momente. Er hatte sich Respekt verschafft. Ab und zu beglückte er die Renitenten auch mit Strafarbeiten, heute undenkbar, in Zeiten, wo evangelische Pfarrer um die Gunst der Konfirmanden buhlen müssen und der Unterricht nur wenige Monate dauert.

Bei über 50 Konfirmanden gab es nur einige Gymnasias-  
ten in den Sechzigern. Die anderen besuchten Haupt-  
oder Realschulen und fanden „Konfi“ meist blöd. Ließ  
deshalb ihr Benehmen zu wünschen übrig? Konnten  
und wollten sie sich nicht auf religiöse Glaubensinhalte  
konzentrieren? Sie fand es befremdlich.

Die Art wie Pfarrer Bühl darauf reagierte, wie er zwi-  
schen freundlicher Zuwendung und heiligem Zorn, - ob  
das gespielt war, fragt sie sich heute noch -, wechseln  
konnte, faszinierte sie unsäglich. Er war offen und spon-  
tan, Meister seiner Gestik und Mimik, ein Sanguiniker!  
Selbst seine berechtigten Ausbrüche waren kontrolliert  
und scheinbar sofort vergessen, sobald der Flegel sein  
Verhalten zum Besseren änderte.

Manchmal segnete er einen Jugendlichen: am Ende des  
Unterrichts ging er wie zufällig auf jemanden zu, wäh-  
rend andere schon den Raum verließen und legte seine  
große fast den Kopf umschließende Hand sehr wohlwol-  
lend und mit großer Bedächtigkeit auf den pubertären  
Kopf eines seiner noch sitzenden Zöglinge. Das war  
meist nicht willkommen, sondern den meisten sehr, sehr  
peinlich. Sie wussten nicht mehr, wie sie sich verhalten  
sollten. Wo befand sich das nächste Mauselloch? Ihr hat  
sich seine Geste voller Güte als achtsames Ritual ein-  
geprägt.

Sie möchte genauso direkt, so schlagfertig reagieren,  
weniger verkopft, nicht erst nachdenken, durchatmen,  
erst handeln, wenn der spontane Moment vorüber ist  
und die zeitliche Verzögerung schon als Schwäche aus-  
gelegt wird. Es ist ihr oft vorbildhaft gelungen, in frühe-  
ren Jahren, „als Vaters Bart noch rot war“, da hatte sie  
das Vorbild noch vor Augen. Wann ist es verblasst fragt  
sie sich. In ihrem gegenwärtigen Leben hängen Ärger,  
Unbehagen und negative Gefühle oft in der Luft, sie

tropfen förmlich von den Wänden und hinterlassen eklige Pfützen auf dem Boden ihrer Wahrnehmung. Sie kann sie spüren, sie bestimmen die angeblich so neutralen Situationen. Ihre Antennen funktionieren, wie ihr gesteigerter Geruchssinn, was sich nicht immer als Privileg erweist.

Für sie war dieser Mensch, als Mann und als Pfarrer, mit seiner Ehrfurcht einflößenden Härte und seiner beispiellosen Güte, die er verströmte, wenn er Kinder taufte, Paare traute, Jugendliche konfirmierte, die gottesdienstlichen Rituale glaubhaft, weil achtsam, ausführte oder aufmerksam hingewendet mit einem redete, ein Phänomen, ein Charaktermensch, welchem sie in dieser markant gradlinigen Art nie mehr begegnete.

Hildrun Bley 2012

## **Die weiteste Reise meines Lebens ... ging nach Südamerika**

Es war im Herbst 1965, ich war damals fünfundzwanzig und hatte bereits zwei Kinder, Olivier (dreieinhalb Jahre) und Florence gerade drei Monate alt. Mein Mann, der damals schon statt Militärdienst Zivildienst leisten konnte, hatte einen Posten an der französischen Botschaft in Bolivien bekommen und musste sich dort schon Mitte Juli per Flugzeug einfinden. Ich aber, im neunten Monat schwanger, sollte nach der Geburt meiner Tochter erst ein paar Monate später mit dem Schiff nachkommen, denn man hatte uns dringend davor gewarnt, ein so junges Lebewesen einem so plötzlichen Klima- und gleichzeitig Höhenwechsel auszusetzen; aber die Zeit drängte und vor allem mein Mann, somit wurden es insgesamt vier Monate, die ich durch die Reise mit dem Schiff noch hinauszögern konnte. Mittlerweile war auch meine Schwägerin Anne-Marie zu uns gestoßen, die jüngere Schwester meines Mannes; sie war ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, hatte aber Schwierigkeiten in der Schule, sodass ich beschlossen hatte, sie mit uns nach Bolivien zu nehmen, um dort mit ihr in Korrespondenzkursen das Schulprogramm durchzuarbeiten.

Kurz vor der Abreise bekamen wir endlich unsern Reisepass und die Schiffskarten vom Auswärtigen Amt ausgehändigt und sollten uns pünktlich am 15. Oktober um 9:00 Uhr morgens im Hafen von Cannes einfinden. Wir wohnten aber in Paris und mussten vorher noch die beschwerliche Reise mit all dem Gepäck (für zwei Jahre Aufenthalt in Südamerika gedacht) per Zug zurücklegen - damals insgesamt neun Stunden, denn es gab ja noch keinen TGV. Zum Glück hatten wir die Möglichkeit, auf

halber Strecke in Lyon einen Tag Zwischenstation zu machen, um Abschied von der Familie meines Mannes zu nehmen. Dann ging es weiter nach Cannes, wo wir gerade noch Zeit hatten, die Schularbeiten meiner Schwägerin nach Paris abzusenden.

Cannes um diese Jahreszeit zu erleben - ohne Touristenbetrieb - , war für uns ein wahrer Genuss, und so schlenderten wir gemütlich mit dem Kinderwagen durch die engen, holperigen Gassen bis zur Palmen umsäumten Uferpromenade und dem Blick aufs Mittelmeer. Doch am folgenden Tag war es schon so weit: ich, das heißt wir sollten unsere erste Überseereise antreten – ganze vier Wochen lang auf einem italienischen Passagierdampfer aus Genua - bis zum chilenischen Hafen von Valparaiso!

### **Ein lang gehegter Traum wird Wirklichkeit**

Wie oft hatte ich in Gedanken von Südamerika geträumt, denn ganz unbekannt war mir dieser Kontinent nicht. Dort lebte nämlich seit den 30er Jahren mein Onkel, der Bruder meiner Mutter. Immer war es zuhause ein Ereignis gewesen, wenn ein Luftpostbrief aus Santiago de Chile eintraf, mit den wunderschönen Briefmarken, die ich natürlich sammelte, manchmal auch Ansichtskarten oder idyllische Familienfotos im tropischen Garten. Im ausgebombten Deutschland der Nachkriegszeit bedeutete Chile für mich ganz einfach das Paradies und die Gewissheit, dass es auch etwas anderes in der Welt - und Besseres gab, als Trümmer weit und breit.

Im Jahre 1957 - ich war inzwischen siebzehn - kam mein Onkel zum ersten Mal wieder nach Deutschland, nach 27-jähriger Abwesenheit. Inzwischen war er schon fast



zum Südamerikaner geworden, er nannte mich seine Sabrina (seine Nichte), und ich schwärmte vor meinen Freundinnen vom "Onkel aus Amerika". Jetzt aber sollte ich tatsächlich Gelegenheit haben, auf dem Wege nach Bolivien, meinen geliebten Onkel in Santiago de Chile besuchen zu können: es war wie im Traum ... aber nein, er sollte ja Wirklichkeit werden!

Noch aber waren wir im Hafen von Cannes. Nach langem Anstehen und Drängeln wurden wir zusammen mit anderen Passagieren in ein wackliges Boot verfrachtet und hinaus aufs Meer gefahren, wo unser dreistöckiger Dampfer bereits auf uns wartete. Allein diese kurze Fahrt bewirkte bei mir schon Wunder: plötzlich wurde ich ganz ruhig und entspannt: all der Stress der letzten Tage und Wochen fiel schlagartig von meinen Schultern, und ich genoss den Augenblick, indem ich nichts mehr zu tun und zu bedenken hatte, als mich im Boot über die Wellen gleiten zu lassen ...

Aber schon kam wieder Bewegung in uns, wir stiegen an Bord - wie, weiß ich nicht mehr? -, bekamen eine Kajüte zugeteilt sowie unsere Schwimmwesten. Erste Überraschung: es gab nur drei Schwimmwesten für uns, nichts war für das Baby vorgesehen. So sagte ich kurzerhand zu meiner Schwägerin, wenn wirklich etwas passieren sollte, so nimm bitte Florence, die leichtere, und ich nehme Olivier, den schwereren. Wenn ich heute daran denke, wird mir ganz übel zumute bei der Vorstellung, wenn tatsächlich etwas passiert wäre ... den Untergang der Titanic hatte ich ja Gott sei Dank noch nicht gesehen.

Wir durchfuhren gemächlich das Mittelmeer in Richtung Gibraltar, als wir am frühen Morgen um sechs Uhr höflich mit "prego" aus dem Schlaf geweckt wurden, und jeder von uns (außer dem Baby) zwei harte Eier serviert bekam, mit der Aufforderung, sie sofort zu essen. Italienisch konnten wir nicht, aber Zeichensprache verstanden wir auf Anhieb. Allmählich wurde uns auch bewusst, dass unser Schiff gefährlich ins Wanken geraten war. Kaum konnten wir das Gleichgewicht halten, in der engen Kabine, in der nun auch noch das Babybett und der zusammenklappbare Wickeltisch untergebracht waren. Noch schlimmer war es draußen in den Gängen, wo wir unbarmherzig hin und her geschleudert wurden. Endlich am Frühstückstisch angekommen, konnte ich zu meiner Überraschung feststellen, dass ich trotz des hohen Seegangs - denn wir sahen durch die Bullaugen abwechselnd entweder nur in den Himmel oder ins tiefe Meer - nicht einmal seekrank geworden war, obwohl mir sonst bei jeder Gelegenheit, im Auto oder im Zug, unweigerlich übel wurde. Wie ich später erfuhr, lag das an den harten Eiern, die uns den nüchternen Magen buchstäblich zugestopft hatten. Ich malte mir in Gedanken aus, wie viel harte Eier wohl solch ein Schiff mit an Bord laden musste, um allen Stürmen gewachsen zu sein.

Wie lang der Sturm gedauert haben mag, weiß ich nicht, aber irgendwann war Stille. Hinter uns lag die Meerenge von Gibraltar und vor uns die kanarische Insel Teneriffa, unsere erste Etappe. Wir konnten an Land gehen, wenn wir wollten. Manche Passagiere nahmen sich sogar ein Taxi, um die Insel zu erkunden, wir aber - etwas abgeschreckt von dem braunen, wenig einladenden Sandstrand, der nicht zu vergleichen war mit dem weißen Ba-

destrand von Cannes - , flüchteten uns wieder aufs Deck und zum Swimming Pool.

### **Mit dem Dampfer über den Atlantik**

Bei herrlichster Sonne und spiegelglattem Meer begann nun unsere Fahrt über den atlantischen Ozean. Sie sollte sieben Tage dauern, und das strahlende Sonnenwetter, bei vollkommen ruhiger See, verließ uns nicht, im Gegenteil, es wurde von Tag zu Tag heißer und schwüler, denn wir näherten uns ja dem Äquator. Nun begann auch das eigentliche Leben an Bord, es wurden Bekanntschaften gemacht; wir lernten die italienische Küche kennen und schätzen. Tagsüber, wenn wir Zeit hatten - denn ich musste mich ja um das Baby kümmern und auch mit Anne-Marie das Schulprogramm durchgehen - lagen wir faul in unsern Liegestühlen in der Sonne oder plantschten mit Olivier im Swimming-Pool. Meist waren wir dort sogar die einzigen... denn den anderen war wohl das Wasser zu kühl oder sie waren Besseres gewöhnt.

Es gab viele Südamerikaner an Bord, vielfach Studenten, die nach vollendetem Studium in Frankreich in ihre Heimat zurückkehrten, aber gern noch französisch sprachen. Somit hatten wir keine Sprachprobleme und vor allem Gesellschaft. Abends gab es Musik und Tanz oder Kabarett, und um Mitternacht wurden die köstlichen neapolitanischen Pizzahappen gereicht, die ich nirgends wiederfand, außer vor kurzem im Little-Italy von New York. Aber das Schönste war doch, am helligsten Tage vorn an die Reling gelehnt, den Wind in den Haaren, den Blick weit hinaus über das rauschende, schäumende Meer und sich von den Wellen schaukeln zu lassen, oder die sich am Schiffsrumpf brechenden Wellen mit den

Augen zu verfolgen und dabei selbst einen Spritzer ins Gesicht zu bekommen. Eine Schiffsreise - welch ein herrliches Gefühl von unendlicher Weite, Luft und Freiheit -, nie habe ich mich gelangweilt auf dieser Reise.

Nachdem wir nun auch beim Überqueren des Äquators die traditionelle Poseidontaufe überstanden hatten, näherten wir uns allmählich dem südamerikanischen Kontinent. Erste Station war die karibische Insel Curaçao, ehemals holländischer Kolonialbesitz - was ich damals noch nicht wusste - auch war ich noch nicht in Holland gewesen und war daher erstaunt über die schmalen, pastellfarbenen Häuserfassaden: wie Puppenhäuser sahen sie aus mit ihrer weißen Zuckerguss-Umrandung. Es war fast wie im Märchen. Vielleicht lag es aber auch an dem süßlichen Duft, der in der Luft lag, von dem ich heute weiß, dass er nach Zuckerrohr schmeckte - oder nach Rum?

Unser Dampfer sollte von nun ab jeden Tag in einem anderen Hafen und dazu auch noch in einem anderen Land vor Anker gehen: somit folgten auf Curaçao Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru bis zum südlichen Chile, vorbei am bolivianischen Durchgangshafen Arica bis nach Valparaiso, unserem vorläufigen Endziel. Auf diese Weise bekamen wir einen ersten, wenn auch flüchtigen Eindruck von der malerischen Vielfalt des südamerikanischen Kontinents.

### **Fahrt durch den Panama-Kanal**

Ein mir unvergessliches Ereignis war die sechs-stündige Fahrt durch den Kanal von Panama ... sozusagen im Zeitlupentempo. Schon morgens früh ertönten die Lautsprecher hoch oben auf dem Schiff und erzählten die

Geschichte vom Bau und der Bedeutung des Kanals. Alle Passagiere hatten sich auf dem Deck versammelt, auf Beobachtungsposten. Es herrschte, abgesehen von den Lautsprechern, ringsherum eine große, bleierne Stille - ich glaube, selbst die Motoren waren abgestellt. Die Luft war schwül und tropenwarm, die olivgrünen Mangrovenufer auf beiden Seiten des Kanals schienen zum Berühren nah - selbst das Wasser war olivgrün - und keine Menschenseele weit und breit.

Man erklärte uns, dass es nur eine einzige Stelle gäbe, in der Mitte des Kanals, an der zwei Dampfer aus entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeifahren könnten, unter der Bedingung, daß sie dort zur gleichen Zeit eintreffen würden. Also mussten sie während ihrer Fahrt von beiden Seiten per Funk dorthin gelotst werden ... es war unglaublich spannend!

Mittlerweile spähten wir immer noch neugierig zu den Ufern herüber, ob vielleicht nicht doch ein Indianer auftauchen würde, oder exotische Tiere? Vielleicht Affen oder Krokodile? Aber nichts von dem, nur dichter Urwald und nahezu unheimliche Stille. Schließlich aber verlief alles nach Plan, und wir konnten beruhigt hinunter in den Speisesaal gehen.

### **Jeden Tag in einem neuen Hafen**

Im Hafen von Cartagena (Kolumbien) angelangt, kamen wir schnell in die Innenstadt mit ihren ehemals prächtigen, ockerfarbenen Kolonialbauten und den von Palmen überschatteten Parkanlagen. Wir wagten uns sogar in einen verlassenen Klostergarten, der überwuchert von üppigen Tropenpflanzen und Blumen kaum die alten Klostermauern erkennen ließ. Alles schien so geheim-

nisvoll! Was für ein Leben muss sich hier abgespielt haben - im Zeitalter der Inquisition?

In Guayaquil, dem Hafen von Ecuador, hatte man uns vor Taschendieben und gefährlichen Überfällen gewarnt - was tatsächlich zwei Passagieren von uns widerfuhr, wie sich später herausstellen sollte -, also blieben wir lieber auf dem Schiff. Auch war der Aufenthalt voraussichtlich nur von kurzer Dauer.

In Callao dagegen, den Hafen von Lima (Peru) lagen wir ganze zwölf Stunden vor Anker. Einer der peruanischen Studenten hatte uns versprochen, im Laufe des Vormittags vorbeizukommen, um uns Lima zu zeigen. Aber die Zeit verging, und wir fragten uns, ob er wohl Wort halten würde? Aber tatsächlich fuhr gegen Mittag ein riesiger Cadillac vor, in dem wir alle Platz fanden, sogar der Kinderwagen. Wir fuhren als Erstes zu einem Riesen-Parkplatz, wo wir vom Auto aus die Möglichkeit hatten, ein Mittagessen zu bestellen und die Milchflasche für Florence aufwärmen zu lassen. Am Wagenfenster wurden kurzerhand für jeden kleine Klapptische eingehängt und darauf das Essen serviert. Vor uns eine ebenfalls riesige Breit-Leinwand mit Panorama-Blick aufs Meer. Soviel Luxus auf einmal hatten wir noch nie erlebt, denn wir kannten ja noch nicht den hiesigen Einfluss der Moderne Nordamerikas, dem Land der Superlative. Unser zurückgelassenes Europa erschien uns plötzlich so winzig klein und rückständig dagegen.

Allmählich näherten wir uns Arica, dem nördlichsten Hafen Chiles, wo unser Gepäck ausgeladen wurde und bis zu unserer Rückkehr im bolivianischen Zoll verschwand. Zwei junge Chileninnen, die früher in Bolivien gelebt hat-

ten, erzählten mir, dass es dort immer wieder Aufstände und Revolutionen gäbe, sodass sie meistens auf dem Boden gelegen hätten, während die Kugeln über ihnen durch die Fenster flogen. Mir wurde schon ganz unheimlich zumute: wie sollten wir das je durchstehen?

### **Valparaiso in Sicht**

Nach vier Wochen Seereise, die allmählich immer abenteuerlicher wurde, langten wir endlich in Valparaiso an, dem "Tal des Paradieses" (meine kindliche Vorstellung vom Paradies war gar nicht so abwegig gewesen). Ich hatte in Venezuela einen Brief an meine Verwandten geschrieben - der übrigens nie eingetroffen ist -, um unsere genaue Ankunft mitzuteilen. Aber ich entdeckte kein bekanntes Gesicht hinter den Zollschranken. Also ließ ich Anne-Marie mit den Kindern und dem Handgepäck auf mich warten und fuhr kurzerhand mit dem Taxi zur Post, um meinen Onkel telefonisch zu erreichen. Seine Nummer musste ich allerdings erst im Telefonbuch suchen. Den Namen Opitz gab es aber zu meinem Erstaunen haufenweise - ganz Chile ist zur Hälfte deutsch, sagte man mir später -, aber der Vorname Georg-Heinz war nirgends zu finden; bis mir plötzlich einfiel, dass mein Onkel sich in Südamerika Jorge nennen ließ..., und tatsächlich, die Nummer war die richtige, nur hatte mein Onkel bereits das Büro verlassen - es war ja langsam Mittagszeit. Gab es eine andere Nummer? Ja, ich sollte es dort versuchen..., soviel Spanisch konnte ich glücklicherweise schon verstehen.

Kurz, mein Onkel benachrichtigte meine Tante, die gerade ins Wochenende fahren wollte, und einen seiner Freunde, der in Vina del Mar wohnte, dem Badeort unweit von Valparaiso, damit dieser uns abholen würde

und wir bei ihm schon einmal Mittagessen könnten - bis mein Onkel aus Santiago einträfe. Freudig und erleichtert ließ ich mich vom Taxi zurück in den Hafen fahren, wo ich ohne Schwierigkeiten meine kleine Familie wiederfand. Die übrigen Passagiere hatten sich inzwischen nach endlosen Zollabwicklungen, - denen wir mit unserm Diplomatenpass glücklich entgangen waren - in alle Winde verflüchtigt, sodass es nur noch uns gab, die auf den Helfer in der Not warteten. Allerdings hatte ich bereits jemanden bemerkt, der unschlüssig um uns herumstrich, bis er schließlich nach meinem Namen fragte. Er hatte gezögert, weil mein Onkel mich mit dunklen Haaren beschrieben hatte, ich aber für südamerikanische Begriffe eher blond wirkte, denn meine Haare waren von der Seeluft und der intensiven Sonnenbestrahlung merklich aufgehell.

### **Ferienurlaub in Santiago de Chile**

Um vier Uhr nachmittags trafen mein Onkel und meine Tante mit dem Taxi ein. Es gab ein großes Wiedersehen! Nur, wie sollten wir mit dem gleichen Taxi den Heimweg antreten? Fünf Erwachsene, zwei Kinder, die Koffer, der Kinderwagen, das Babybett? Aber in Südamerika gibt es in solchen Fällen keine Grenzen, es wurde alles in den Wagen verstaut und, was nicht hineinpasste, kam aufs Dach. Die Fahrt nach Santiago dauerte ganze drei Stunden! Wenn ich mir das heute noch vorstelle: es war unglaublich und musste sicher sehr teuer gewesen sein! Aber mein Onkel war so glücklich mich wieder zusehen: "Du bist die Einzige, die uns aus Europa besuchen kommt. Das muss gefeiert werden!" So sollte ich nicht zuletzt bei meinen Verwandten die sprichwörtliche südamerikanische Gastfreundschaft



kennen lernen, bei der jeder willkommen ist, besonders, wenn er aus Europa kommt.

Mein Onkel wohnte in einem typisch südamerikanischen, weißen Bungalow mit Arkadeneingang, Garten, Terrasse und Blick auf die schneebedeckte Kordillere. Es war einfach idyllisch! traumhaft! ...und wir genossen es regelrecht, vierzehn Tage lang umhegt und gepflegt bzw. bedient zu werden. Selbst meine Tochter bekam eine Kinderfrau, sodass wir tagsüber unbeschwert auf Besichtigungstour durch Santiago ziehen konnten. Allerdings war ich ein bisschen enttäuscht von dieser Großstadt, die sich kaum von den europäischen unterschied, mit ihren mehrstöckigen Häusern, breiten Straßen und lautem Verkehr, fast wie in Paris oder in Barcelona. Wo aber waren die Ureinwohner, die Nachkommen der Inkas? Doch wir mussten weiter, zurück nach Arica, zurück zu unserm Gepäck - zunächst per Flugzeug, und dann ganz allmählich mit dem Zug, in neun-stündiger Fahrt, 4000 m Höhe erklimmen. Spät abends landeten wir auf dem Altiplano, dem Flughafen von La Paz, 400m oberhalb der Stadt, wo mein Mann schon auf uns wartete. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht! Wir waren angekommen!

Als ich am nächsten Morgen erwachte, sah ich neugierig aus dem Fenster. Strahlender Sonnenschein, knallblauer Himmel und vor meinen Augen eine Indianerin mit langem, schwarzen Zopf, hellblauer, bauschiger Bluse und buntem, weit ausladenden Rock. Sie saß ganz einfach auf dem Bürgersteig und ließ sich von einer Straßenpumpe Wasser in den braunen Melonenhut laufen, worauf sie ihn, wie selbstverständlich auf den Kopf stülpte, aufstand und mit wippendem Rock ihres Weges ging.

Vielleicht war das ihre Morgenwäsche? dachte ich bei mir, gleichzeitig aber wurde es mir bewusst: ich war tatsächlich auf einem anderen, mir noch wildfremden Kontinent gelandet - und Europa lag weit hinter mir!

Brigitte Nogue 2012

## **Als ich das erste Mal..... Grenzerfahrungen**

Im August 1975 hatte ich wieder Lust in die Oberlausitz zu fahren, in meine alte Heimat, diesmal mit dem Auto und meiner kleinen Tochter.

Meine kleine Oma lebte zwar nicht mehr und inzwischen war der Sohn in dieses Anwesen eingezogen, in dem ich meine Kindheit verbrachte, sie luden mich ein zu kommen.

Meine Mutter nahmen wir mit, sie wollte ihren Bruder besuchen, Annette war knapp drei Jahre alt. Für diesen Aufenthalt benötigten wir eine Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung. Mein Onkel besorgte alles beim Rat des Kreises in Bad Muskau. Das Visum kam einen Tag vor der geplanten Abreise, das war immer so, aus taktischen Gründen.

Der Monat August war sehr heiß. Die Autofahrt bis Herleshausen ging zügig voran. Ein paar Kilometer vor der Zonengrenze bekam ich schon Herzklopfen und wurde unruhig. Welchen Schikanen werde ich wohl heute ausgesetzt sein? Von weitem sah ich die lange Autoschlange, stop and go, bei der Hitze kein Vergnügen.

Dann sah ich die ersten Vopos auf den Hügeln, Wällen und Kontrolltürmen, die mit den Feldstechern auf uns schauten. An der unmittelbaren Grenze und Passkontrolle wurden wir gefragt, ob wir etwas einführen und wie viel Bargeld wir dabei haben. Die Volkspolizistin wollte in meine große Handtasche schauen und nahm sie mir dann einfach kurzentschlossen weg. Sie ging damit in ein anderes Gebäude. Ich rief ihr noch hinterher, das was sie jetzt macht, darf noch nicht einmal meine Tochter machen, ohne meine Einwilligung in meiner Tasche

wühlen und ich wurde wütend. Sie blieb mit meiner Tasche fast eine halbe Stunde weg. Mit einem abweisenden Gesichtsausdruck kam sie zurück und winkte mich durch, meine Mutter hielt den Atem an. Dann fuhr ich erst einmal auf einen Parkplatz und inspizierte den Tascheninhalt ob nicht irgendetwas fehlte. Von einem Hügel wurde ich mit dem Fernglas beobachtet. Dann kam der schlechte Straßenzustand der DDR. Die ersten Verkehrsschilder mit dem Tempolimit 80-60-40-20 standen nacheinander am Straßenrand. Ich nahm es mit dem Tempolimit nicht so genau und schon wurde ich wieder herausgewinkt. Nach dem letzten Schlagloch wurde ich abkassiert, ich glaube, es waren 80 Mark. Ich wollte gerne mit Ostmark bezahlen, ich hatte ja welches dabei, nein, sie waren nur an meinem Westgeld interessiert. Ich protestierte laut und schon wurde mir gedroht, wenn ich jetzt nicht die Klappe halte, wird es noch teurer. Diese Falle wurde bewusst aufgestellt um Devisen zu bekommen. Fast jeder zweite wurde abkassiert.

Über Eisenach, Erfurt, Gera, Chemnitz, Dresden und Bautzen ging unsere Fahrt. Hinter Dresden gab es nur noch eine Spur, die Überholspur war total zugewuchert mit Gestrüpp und Gras. In größeren Abständen fuhr auch ein Trabi oder Wartburg auf der Straße.

Bei Bautzen wollte ich von der Autobahn abfahren und die Landstraße bis Weisswasser benutzen. Plötzlich waren die Hinweisschilder sorbisch, dann russisch und zuletzt auf Deutsch beschriftet. Zum Entziffern brauchte ich etwas länger. Budysin, im russischen klang es ähnlich, ich kann ja kyrillisch lesen. Schon musste ich mich einordnen, Umgehungsstraße oder durch die Stadt. Ich entschied mich für die Stadt und an einer Kreuzung war plötzlich alles verbarrikadiert mit vielen Balken und einem Hinweisschild – Verboten – Betreten auf eigene

Gefahr-, die Häuser wirkten sehr verfallen. Ich fuhr zurück und landete auf der Landstraße, die mich nach Rothenburg, Niesky und Görlitz leitete. Diese Straße führte mich durch verträumte Ortschaften und manchmal war ich mir nicht sicher ob ich nicht quer durch einen Hof eines Bauernanwesens gefahren bin.

Die Planwirtschaft der LPG legte große Acker- und Grasflächen zu noch größeren Gebieten zusammen, die Kornfelder wirkten riesengroß.

Einige Felder wurden schon abgeerntet und dadurch entstanden große Staubwolken die mich zum Husten reizten. Nach einer Stunde waren wir in Weißwasser und danach in Sagar.

Wir wurden bereits erwartet. Ich ging bald zu Bett, denn 11 Stunden Autofahrt waren dann doch anstrengend. Im blauen Salon schloss ich meine müden Augen.

Um 5 h weckten mich bereits die Vögel, diese Stille war ich nicht gewohnt. Später meldeten sich noch 100 Kühe und die Nachtruhe war endgültig dahin.

Nach dem Frühstück drängte meine Mutter, wir müssten zur Anmeldestelle nach Bad Muskau fahren. Schon am Vormittag war es sehr heiß und ich ließ deshalb Annette bei Ines und Detlef im Garten. Dort war eine Schaukel und Gießkannen standen zum Abkühlen herum. Wir zwei Erwachsene fuhren los um uns anzumelden.

Der Mann hinter dem Tresen schaute sehr unfreundlich und ballerte in seinem Berliner Dialekt gleich los: „Wo is die Klene“?

Ich: „Die ist nicht dabei, die haben wir in Sagar gelassen, es ist zu heiß“. Er: „Det jeht nich, die muss bei sin, sie könnt´n ja sonst wen einjeschmuggelt ham“. Also, wir die 7 km wieder zurück, das Kind geschnappt, nicht groß gefragt und fuhren die gleiche Strecke wieder zurück zu diesem unfreundlichen Mann, ich setzte Annette auf den

Tresen mit den Worten, „da ist sie“. Er giftete mich gleich wieder an, „nehm se det Kind sofort wida da runta, det jehört sich nich“. Er knallte 3 Stempel in unsere Papiere und verschwand grußlos.

Einen Tag fuhren wir auf der Landstraße direkt am Neißeufer nach Görlitz. Die günstige Lage dieser Stadt lag an zwei wichtigen Handelsstraßen Europas, an der via regia und der Neißetalstraße. Görlitz war einst eine reiche Stadt. Architektonisch ist die Altstadt Schauplatz von Gotik, Barock und Renaissance.

Im zweiten Weltkrieg blieb Görlitz fast unbeschädigt, nur die Brücke nach Polen wurde von der Wehrmacht gesprengt. Während des Sozialismus zerfiel die Bausubstanz immer mehr und es wurden Pläne entworfen, die Altstadt ganz zu beseitigen. Dann kam die Wende.

Wir besuchten den alten historischen Altstadt kern mit seinen verwinkelten Gassen, reichverzierten Fassaden und das alte Jugendstilkaufhaus. Von der Ferne sahen wir die Silhouette der Pfarrkirche von Peter und Paul. Natürlich mussten wir an dem Flüsterbogen vorbei zum Schönhof gehen. Bei einer Einkehr im östlichsten Café Deutschlands stärkten wir uns.

Der Bruder meiner Mutter wollte uns unbedingt die Stadt Cottbus/Chosebuz zeigen, mit dem bekannten Jugendstiltheater und dem Altmarkt. Wir hatten auf dem Parkplatz vor dem Kaufhaus geparkt. Zuerst waren wir essen, Pellkartoffeln mit Leinöl. Als wir später losfahren wollten, bemerkte Onkel Fritz, dass das nicht sein Auto ist, wir saßen im falschen Auto. Zwar war es ein hellblauer Wartburg, aber der Inhalt im Auto war nicht seiner. Die Schlüssel passten problemlos. Schnell stiegen

wir wieder aus und suchten das Auto mit dem richtigen Autokennzeichen, das ganz in der Nähe stand. Eigentlich wollten wir noch einen Abstecher in den Spreewald unternehmen, aber da war es schon zu spät.

Dann kam der Vorschlag, nach Dresden zu fahren, von Sagar nur 60 km entfernt.

Wir fuhren ganz früh los, denn ich hatte mir einiges vorgenommen zu besichtigen. Ich wollte den sanierten Zwinger sehen, die Brühlsche Terrasse mit der naheliegenden Kunstakademie und die Albertina mit dem Grünen Gewölbe. Die Brühlsche Terrasse, Teil der ehemaligen Stadtbefestigung, mit der wunderbaren Aussicht auf die Elbe, in diesem Moment fuhr auch ein Dampfdruckschiff vorbei, das sicher aus der Sächsischen Schweiz kam. Die Kunstakademie sah etwas herunter gekommen und grauschwarz aus und machte keinen guten Eindruck auf mich. Überall der sozialistische morbide Charme. Im Treppenhaus und auf den Fluren las ich Professorennamen, die mir unbekannt waren, aber in Erinnerung dessen, dass Heckel, Dix, Kirchner und Schmitt-Rottluff diese Stufen schon auf- und abgestiegen sind, flößte mir dann doch Ehrfurcht ein. Wir stiegen die Treppen zur Albertina hinab und standen am Eingang des Grünen Gewölbes.

Die Ausstellungsstücke waren faszinierend. Wir konnten die barocke Schatzkammer in ihrem schönsten Glanz erleben, ich war überwältigt. Die ehemalige Kollektion fürstlichen Schmucks war ein Gesamtkunstwerk. In der Augustusstraße habe ich das überlebensgroße Bild eines Fürstenzuges gesehen, das mit über 23 000 Meißener Porzellanfliesen 102 Meter lang ist. In dem Zwinger konnte ich wunderbares Porzellan entdecken. Ganz enttäuscht war ich vom Böttgerporzellan, das nicht weiß, sondern rotbraun war.

Dem Schloss und Park des Fürsten Herrmann Pückler in Bad Muskau musste ich noch einen langen Spaziergang widmen.

Den Spreewald haben wir nur in einer Stippvisite erlebt, aber eine Kahnfahrt wurde von Lübbenau unternommen und eine kleine Spreewälder Puppe begleitete uns noch viele Jahre.

Dringende Verwandtenbesuche mussten noch erledigt werden und dann war die Woche um.

Unsere Heimfahrt gestaltete sich bis Weimar genau wie die Hinfahrt. Als ich zum ersten Mal Weimar las, überlegte ich, soll ich eine kleine Pause einlegen? Fast vorbei, machte ich einen kleinen Schlenker und fuhr doch nach Weimar ab. Wer weiß, wann ich das nächste Mal wieder vorbei komme, jetzt habe ich die Chance. Ich wollte das Bauhaus sehen, den Frauenplan, Goethes Wohnhaus, auch Schillers und das Nationaltheater. Ich konnte damals nicht ahnen, dass meine Tochter 20 Jahre später am Bauhaus Architektur studieren würde und ich häufig dorthin fahren würde.

An der Grenze wurde ich wieder unruhig, ich musste alles in ein Formular eintragen, was ich für das umgetauschte Geld gekauft hatte. Eigentlich nur Krimskrams, was nicht weiter zu gebrauchen war, noch ein paar Bücher. An einem Fingerring begann die Diskussion, antik gekauft oder geschenkt bekommen, alles mussten die Grenzpolizisten misstrauisch hinterfragen.

Der Mauerfall 1989 war für mich und meine Familie ein großer Glücksfall, wir können uns jetzt spontan sehen, wann wir wollen.

Katrin Beger-Merla 2012





## **„Machen Sie es, Sie können Noten lesen!“**

So fing eine Geschichte an, die jetzt schon über 20 Jahre lang andauert, unsere Frauenschola.

Es gab in unserer katholischen Kirchengemeinde in Nieder-Ramstadt einen Chor. Er schlug sich so recht und schlecht durch die wöchentlichen Proben und die sonntäglichen Auftritte im Gottesdienst, weil er unter chronischem Männermangel litt, wie das ja oft bei Chören zu beobachten ist. Schließlich gab es noch einen einzigen Bass, dem es verständlicherweise dann auch keine Freude mehr bereitete, allein die Stellung für die tieferen Töne zu halten. So beschlossen wir: „Der Chor wird aufgelöst.“ Ende!

Aber da waren noch sieben Frauen, die gerne weitersingen wollten, im kleinen Kreis und auch gelegentlich in der Kirche. Ich gehörte dazu. Doch wer sollte diesen neuen kleinen Chor leiten? Ich hatte schon immer, überall, wo ich auch wohnte, im Gottesdienst die Orgel gespielt. So kam es, dass meine Mitsängerinnen im ehemaligen Chor zu mir sagten: „Machen Sie es, Sie können Noten lesen“. Ja, ich konnte Noten lesen, aber deswegen noch lange nicht einen Chor leiten, und sei er auch noch so klein. Zögernd meinte ich: „Wir versuchen es einmal mit einfachen Gesängen.“ Sieben Frauen, das konnte zunächst nur zweistimmig sein, und mit Orgelbegleitung, damit es überhaupt klingt. Es gab ja keine Männerstimmen. Wir fingen also vorsichtig mit Proben an, hauptsächlich mit den einfachen, aber eingängigen Wiederholgesängen aus Taizé, von denen schon einige bekannt waren. Das machte so großen Spaß, dass unser Repertoire schnell wuchs, und wir eine eigene Sammlung anlegten.

Es musste ein Name für unsere Sangesgruppe her. "Chor" wollten und konnten wir uns nicht mehr nennen. Wir sangen ja zuerst nur zweistimmig. "Schola" fanden wir eher passend, also nannten und nennen wir uns "Frauenschola". Wir blieben nicht lange zu siebt, es kamen vereinzelt Frauen aus der Gemeinde dazu, und eines Tages ein Auto voll mit fünf Frauen von der Bergstraße, die bis heute mit dabei sind. So wuchsen wir auf bis zu 18 Sängerinnen. Es gab immer wieder ein Kommen und Gehen. Einige fielen durch Krankheit aus, drei sind leider schon gestorben, andere kamen neu dazu. Inzwischen sind wir eine richtige Freundesgemeinschaft geworden, - natürlich duzen wir uns längst - die sich donnerstags abends um 20:00 Uhr im Pfarrheim trifft, um eineinhalb Stunden für den nächsten Einsatz, etwa 10mal im Jahr im Gottesdienst, zu proben.

Da wir mit Liedern aus Taizé begonnen hatten, wollten wir diesen Ort in Burgund, der die Jugend aus der ganzen Welt anzieht, kennen lernen und den Geist dort erfahren. Wir fuhren zweimal, 1994 und 1998, für eine Woche dorthin und kamen mit neuem Elan zurück.

Wir singen zwar durchweg in der katholischen Kirche in Nieder-Ramstadt, jedoch auch an anderen Orten, wie bei dem Kerb-Gottesdienst in Traisa oder einmal in der Kirche St.Fidelis in Darmstadt, was für uns eine besondere Herausforderung bedeutete. Mehrmals schon bat uns die Gemeinde Mühlthal, bei der Weihnachtsfeier, die die Gemeinde für die Senioren ausrichtet, einige Lieder vorzutragen.

Unser Repertoire besteht schon längst nicht mehr nur aus Taizéliedern, sondern zunehmend aus Werken von

Komponisten der Klassik und Romantik, nicht nur zwei- sondern auch dreistimmig, mit oder ohne Orgelbegleitung. Ich bin immer auf der Suche nach neuen Gesängen, einige der Mitglieder singen noch in anderen Chören und bringen neue Vorschläge ein.

Im Mai 2009 feierte die Gemeinde das 50jährige Bestehen der Kirche St. Michael mit einem Festgottesdienst, zu dem auch der Mainzer Erzbischof Kardinal Lehmann gekommen war. Unsere Schola durfte den musikalischen Part übernehmen. Dazu hatte ich eine Messe von Charles Gounod gefunden, die er für Frauenchor komponiert hatte, zweistimmig, mit Orgelbegleitung. Monate vorher hatten wir mit dem Einstudieren begonnen. Alle sangen konzentriert am 10. Mai 2009, der Festgottesdienst wurde feierlich begangen, und wir hatten unser Scherflein dazu beigetragen.

Seit Jahren schon sind wir eine ökumenische Gruppe, – drei der Mitsängerinnen sind evangelisch – was uns besonders am Herzen liegt. Auch haben wir seit einigen Jahren Unterstützung von vier Männern, zwei Tenören und zwei Bässen, die uns sporadisch, an Weihnachten und an Ostern zu einem „richtigen,, Chor anwachsen lassen. Ich kenne sie von einem früheren russisch-deutschen Chor, und es war nicht schwer, sie zu überreden, in der Osternacht 2008 zum ersten Mal die Frauenschola bei vier Einsätzen zu unterstützen. Inzwischen ist es eine liebe Gewohnheit geworden, die “Osternacht mit den Männern“.

Zu einem richtigen Chor gehört auch das Gesellige. Wir pflegen es gerne. Bei jedem Geburtstag wird gefeiert – wir verkürzen die Probe ein wenig - und dann wird der Tisch beladen mit guten Sachen, Salaten, Kuchen und

Getränken. Jeder, außer dem Geburtstagskind, bringt etwas mit.

Jedes Jahr machen wir einen Chorausflug. Da wir, die Frauenschola, inzwischen mehr als 20 Jahre alt sind, wird es allmählich schwierig, neue Ziele in erreichbarer Nähe zu finden. Bisher gab es jedoch immer noch interessante Vorschläge. Einmal haben wir einen ganzen Probenstag in einem Kloster in Höchst im Odenwald mit intensivem Üben verbracht.

Was ist daraus geworden, den Takt zu schlagen bei sieben Frauen, weil man Noten lesen kann?

Anfangs war ich, wenn die Schola sonntags im Gottesdienst sang, ziemlich nervös. Orgelspielen war ich gewöhnt, und wusste, dass man sich dabei sehr konzentrieren muss, um nicht falsche Töne dazwischen zu produzieren. Wenn ich aber spielte und gleichzeitig die Schola leitete, mit Kopfnicken oder der linken Hand, das war schon eine Herausforderung. Es ging auch nicht immer ganz glatt. Unser Pfarrer verzieh uns manches.

Inzwischen habe ich viel gelernt: wie man Lieder einübt, wie man Hören übt, vierstimmige Chorsätze lesen lernt, wie man eine Truppe zusammen hält, organisiert, auch delegiert und vor allem die Freude am Singen wach hält.

Edeltraud Möllers 2012

## **Was ist tot?**

Ich war erst vier Jahre alt als meine Eltern mir mit tief betroffenen Gesichtern und Tränen in den Augen erzähl-

ten: Onkel Helmut ist tot. Er kommt nicht mehr wieder, hieß es. Onkel Helmut war für mich eine sehr wichtige Person, ich liebte ihn sehr. Wenn er uns besuchte und das geschah recht oft, erlebte ich ihn mir sehr zugewandt. Er beschenkte mich mit seiner Aufmerksamkeit und das kannte ich von anderen Erwachsenen so nicht. Meine Mutter erzählte mir später, dass er ein sehr feinsinniger und einfühlsamer Mensch war.

Ganz am Anfang des Krieges, er wurde gleich zu den Soldaten eingezogen, bekam Onkel Helmut Flecktyphus und überlebte diese Krankheit nicht.

Nun fragte ich mich: Was ist tot? Als Vierjährige konnte ich mir darunter nichts vorstellen. Sicher war für mich, dass es etwas ganz Schlimmes ist, denn meine Mutter und auch mein Vater waren tief betroffen.

Ein paar Jahre darauf kam die Nachricht: Fritz, mein Cousin ist gefallen. Ich sah nun, wie sich die schon einmal erlebte Trauer in noch größerem Maße zeigte. Tante Minna, Fritz' Mutter, war nicht ansprechbar und fiel über den Verlust ihres ältesten Sohnes, der so ein lebensfroher und charmanter junger Mann war, in eine tiefe Depression. Gerda, unser Pflichtjahrmädchen, die sich in Fritz verliebt hatte, saß in unserem Kinderzimmer im Schaukelstuhl und ließ sich von niemandem trösten und mir stellte sich wieder die Frage – jetzt war ich ja schon ein paar Jahre älter – was ist das: tot? Verstehen konnte ich es auch jetzt noch nicht.

Ich denke aber, dass mein Vater mir schon erklärt hat, was „tot sein“ bedeutet. Wirklich selbst erleben sollte ich es erst, nachdem der Krieg zu Ende war und die Russen Ostpreußen besetzt hatten. Schreckliche „Begegnungen“, die sich in sehr realistischen Bildern zeigten.

Elbing, meine Heimatstadt, lag am Elbingfluss, der vom Drausensee zum Frischen Haff floss. Der „Fischervorberg“ am Rande der Stadt und am Fluss gelegen, dort wo meine Vorfahren mütterlicherseits seit Jahrhunderten lebten, hatten sich alle Verwandten und Bekannten zusammen gefunden, um in der Gemeinschaft etwas mehr Schutz zu haben.

Wir Kinder rotteten uns zusammen, um auf unseren Streifzügen durch verlassene Häuser etwas Essbares zu finden. Und so kamen wir auch einmal dazu, als man eine Frau, die sich ihre Kinder mit einem Seil um den Bauch gebunden hatte, aus dem Wasser zog. Wahrlich ein grausamer Anblick – und mir kam sofort der Gedanke: das ist also tot!

Auf einem weiteren Streifzug durch ein verlassenes Haus fanden, wir in einer Türfüllung hängend, einen Mann. Jetzt reichte mir nur ein kurzer Blick und ich wusste, auch der ist tot.

Eigenartiger Weise nahm ich diese Begegnungen mit dem Tod als etwas Reales hin. Es erschütterte mich nicht wirklich. In dieser Zeit der vielfältigen und allgegenwärtigen Gefahren, in der man von Not und Grausamkeit umgeben war, war wohl die Empfindsamkeit auf „Sparflamme“ gesetzt. Aber jetzt endlich wusste ich was „tot“ bedeutet.

Ich glaube aber es gab noch etwas anderes, was mich schützte.

Vor Ende des Krieges hatte ich als Achtjährige einen Traum, der mit diesem Schutz etwas zu tun hat – so meine ich heute.

Ich kam in diesem Traum auf einen Hof, auf dem viele Säрге standen. Alle von dunkler Farbe, nur 2 Säрге waren weiß. Die Deckel dieser weißen Säрге öffneten sich und ich sah, wie Onkel Helmut und mein Großvater, den ich nur vom Bild kannte und ihn trotzdem wegen seiner gütigen Augen liebte, zum Himmel aufstiegen, bei schöner Musik und hellem Licht. Wurde hier dem Kind gezeigt, dass tot sein an sich nichts Schreckliches ist? Das Kleid des Lebens wird abgelegt und die Seele geht in den Himmel, so hatte es mir wohl auch mein Vater gesagt. Und dass das so war, war für mich klar, denn mein Vater hatte immer Recht.

Nun hatte ich es von zwei unterschiedlichen Seiten erfahren und es war mir in meinem Innersten zur Gewissheit geworden. Dass der Tod mit Schmerz und Verlust verbunden ist, kann man als Kind nur bedingt nachvollziehen, wenn man nicht selbst betroffen ist.

Und auch heute noch liegt in dem Geschehen um Tod und Sterben für mich etwas Geheimnisvolles, verglichen mit der Geburt eines Kindes – nur in die andere Richtung.

Barbara Gerbig 2012